Über schizoide Alkoholiker.¹⁾

Von

Dr. Kurt Binswanger (Kreuzlingen).

(Aus der psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli-Zürich
[Direktor: Prof. Dr. Bleuler].)

(Eingegangen am 15. Juni 1920.)

Wohl ein jeder, der viel mit Alkoholikern zu tun hat — ich denke hier nicht nur an die Ärzte der Irrenanstalten, sondern auch an die vielgeplagten Vorsteher von Trinkerasylen, Trinkerfürsorgestellen usw. — kennt jene hartnäckigen Fälle, die alle Versuche, sie wieder zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, zuschanden werden lassen und die eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Uneinsichtigkeit und Unbeeinflussbarkeit an den Tag legen. Es sind dies oft Fälle, die eine wahre Crux der Heilanstalten bilden, die mit ihrer asozialen Charakterveranlagung, ihrer Reizbarkeit ständig Unfrieden stiften, und die mit ihrer passiven Resistenz den Erfolg der psychischen Beeinflussung auch des wohlmeinendsten und aufopferndsten Anstaltsleiters illusorisch machen können. Ich glaube aber, daß es unter diesen unerfreulichen Patienten immer noch eine Anzahl von Fällen gibt, die nicht so ungünstig verlaufen würden, wenn ihre Eigenart rechtzeitig erkannt und einer entsprechenden Behandlung unterzogen würde.

Wenn ich im folgenden solchen Fällen nachgehe, glaube ich einem praktischen Zweck zu dienen und damit zur Klärung der so außerordentlich komplizierten Frage der Trinkerbehandlung beizutragen.

Zu leicht wird die Diagnose „Alkoholismus“ gestellt, ohne daß genügend berücksichtigt wird, ob dieser primär oder sekundär ist. Schon 1905 kam Kielholz²⁾ in seiner Abhandlung über die Alkoholiker der Anstalt Rheinau zu dem Resultat, daß von 41 Patienten, die als Alkoholiker in die Anstalt aufgenommen wurden, in 32 Fällen Komplikationen des Alkoholismus mit anderen Psychosen vorlagen und nur 8 Fälle als reiner Alkoholismus aufzufassen waren. 1909 erschien

¹⁾ Nach einem am 13. Oktober 1918 im Verein schweizerischer Irrenärzte in Zürich gehaltenen Vortrag.

²⁾ Arthur Kielholz, Die Alkoholiker der Pflegeanstalt Rheinau. Inaug.-Diss. Zürich 1905.

die Arbeit von Graeter¹⁾, der die Kombination von Alkoholismus mit Dementia praecox einer eingehenden Untersuchung unterzog.

Die Fälle, die dieser Arbeit zugrunde liegen, zeigen, im Gegensatz zu denen von Graeter, keine ohne weiteres manifesten Symptome von Dementia praecox, keine Halluzinationen, keine fixierten oder systematisierten Wahnideen, keine katatonen Erscheinungen. Es besteht aber in ihrem ganzen affektiven Verhalten ein auffallender Unterschied gegenüber den gewöhnlichen Alkoholikern.

Ob man die im nachfolgenden zu zeigende Charakterveränderung schon zur Schizophrenie rechnet, ob man sie Veränderung „in der Richtung Schizophrenie“ nennt oder ob man sie noch in die Diagnose „schizoide Psychopathie“²⁾ eingereiht wissen will, hängt vorläufig noch von den verschiedenen Auffassungen über die Abgrenzung dieser Krankheitsbegriffe ab.

Ich lasse die Krankengeschichten von vier charakteristischen Fällen folgen.

Fall I. H. W. Wirt, Metzger, geb. 1865, Burghölzli Nr. 11 263/13 121, Waldau (Bern) Nr. 7701.

Heredität: Der Vater war ein schwerer Alkoholiker mit brutalem Charakter. Eine Schwester war 1877 wegen Dementia praecox 5 Monate in Burghölzli. Ein Bruder ebenfalls Potator, von „eigenem Charakter“, mußte wegen seiner Trunksucht den Beruf aufgeben; dessen Sohn soll ebenfalls abnorm veranlagt sein.

Vorgeschichte: W. wuchs unter fremden Leuten auf, machte eine sehr schwere Jugend durch, mußte schon als Schuljunge schwer arbeiten. Nach Entlassung aus der Schule war er als Knecht an verschiedenen Orten. Kurz nach seiner Heirat im Jahre 1895 übernahm er die Bahnhofwirtschaft eines Vorortes von Zürich. Das Geschäft ging sehr gut; die ersten Jahre arbeitete W. außerordentlich tüchtig. Der Fleiß der beiden Eheleute brachte die Wirtschaft auf die Höhe, so daß sie nach Ablauf des dreijährigen Pachtvertrages in der Lage waren, die Liegenschaft käuflich zu erwerben. Zur gleichen Zeit übernahmen sie auch die dazugehörige Metzgerei, die W.s Bruder wegen seiner Trunksucht hatte aufgeben müssen. Bald nach der Hauserwerbung veränderte sich das ganze Wesen W.s allmählich immer mehr. Seine frühere Arbeitsfreudigkeit, Unternehmungslust und Tatkraft nahmen ab. Der Anwalt seiner Frau schildert dies: „Er fühlte sich als Hauseigentümer und als Wirt und glaubte dementsprechend ein großartiges Leben führen

¹⁾ K. Graeter, Dementia praecox mit Alcoholismus chron. Leipzig, Joh. Ambros. Barth, 1909.

²⁾ Hierher gehören autistische Menschen, die nach außen barsch, abweisend, oft verletzend sein können, deren Affektivität aber nicht ausgesprochen schizophren ist und die in gewissen Berufen hervorragende Werte schaffen können; ferner paranoide Charaktere mit sehr guter Affektivität, die sich für andere aufopfern können, die aber wegen ihres schweren Mißtrauens mit allen in Unfrieden leben; dann exzentrische Käuze mit sonderbaren Einfällen, die sie selbst nicht zu begründen vermögen, oder hochintelligente, die immer nur Examina machen, ohne je fertig zu werden, und dann wieder Leute, die überall Schiffbruch leiden, sich weder durch Worte noch durch Schicksale belehren lassen. Es sind dies solche Typen, wie sie auffallend häufig unter den Angehörigen von manifesten Dementia-praecox-Kranken zu finden sind.

zu müssen. Er kümmerte sich zeitweise nicht mehr um sein Geschäft, sondern spielte den großen Herrn. Die Frau mußte in der Wirtschaft alles beaufsichtigen; sie hatte auch die Hausleitung zu besorgen, und als die Metzgerei von den Hausleuten selbst betrieben wurde, mußte sie noch den Fleischverkauf übernehmen und die halbe Zeit im Verkaufslokal zubringen. Dank der Energie und der Tätigkeit der Frau ging das Geschäft trotz des Lebenswandels ihres Ehemannes gut.“

W. geriet immer mehr ins Trinken hinein, ließ sich immer mehr gehen, wurde immer gereizter, konnte wegen geringfügiger Kleinigkeiten schwerste Lärmszenen veranlassen, in denen er wiederholt seine Frau schlug. Vormittags konnte er 20–30 Glas Bier trinken. Sein Sohn zählte einmal 16 Glas Bier, die er in einer Stunde hinunterschüttete. Daneben tat er sich noch an Wein und Schnaps gütlich. Der Schlaf wurde immer schlechter. Nachts wachte er oft auf, jammerte, er möchte sterben. Wenn die Frau ihn trösten wollte, begann er zu wüten. 1908 machte er nach dem Zeugnis seines Hausarztes zu Hause ein Delirium tremens durch, das ausbrach, nachdem er 3 Tage mit Gliederschmerzen im Bett gelegen hatte. Er glaubte Fäden im Mund zu haben, sah Drähte, spuckte solche immer aus dem Munde, sah Tiere und Männer auf sich zukommen, die Tapeten auf sich herunterfallen; überall habe er Staub und Dreck gesehen, habe wirre Sachen über das Geschäft geredet. Nach 9 Tagen sei er wieder ruhig und klar geworden, habe dann aber die Gelbsucht bekommen. Nach dem überstandenen Delir wurde es mit W. immer ärger: bekam er den Kellerschlüssel nicht, so drückte er die Türe ein; morgens mußte er sein Elend mit Schnaps, Magenbitter und Kognak betäuben, zum Essen hatte er weder Lust noch Zeit, schimpfte und fluchte, wenn seine Angehörigen zu Tisch saßen, er habe „nicht so Zeit, zu fressen wie die Lauskaiben“. Seine Frau bedrohte er immer mehr, verwehrte ihr das zum Kochen nötige Fleisch, zerschlug ihr in seinen Wutanfällen massenhaft Geschirr. Oft drohte er mit Selbstmord.

Im Mai 1911 fingierte er in einem Tobsuchtsanfall, nachdem er schon wochenlang vorher in der Wohnung getobt und gewütet hatte, einen Selbstmordversuch, brachte sich mit dem Schlagbolzen einer Schußmaske eine Verletzung an der Stirn bei, besudelte sich Gesicht und Hände mit Blut. Er mußte deshalb am 12. V. ins Burghölzli eingeliefert werden.

Erster Aufenthalt im Burghölzli. Bei der damaligen Aufnahme wurde er, an Händen und Füßen gefesselt, hineingetragen, roch stark nach Alkohol, schrie und weinte im Aufnahmezimmer, jammerte, das koste ihn über 50 000 Franken, daß man ihn hierhergeschleppt habe, „die Schande, die Schmach! Bin ich denn kein Schweizer Bürger?“ Sein Aufenthalt in der Anstalt dauerte damals bis 28. VII.; er schimpfte zeitweise viel, zeigte eine absolute Einsichtslosigkeit in seinen Alkoholismus. Sagte, er werde von den Ärzten eine hohe Entschädigung verlangen; hatte ein gehobenes Selbstgefühl. Mit der Zeit wurde er aber ruhiger und anständiger und konnte auf der besten Abteilung gehalten werden. Arbeitete fleißig auf dem Feld, zeigte aber nur Spuren von Einsicht. Charakteristisch ist ein Brief, den er nach fast 2 Monaten seines Aufenthaltes schrieb; er entbehrte jeglicher Einsicht des Zweckes und Grundes seiner Internierung:

„Hochgeehrter Herrn Dr. Bleuler!

Ersuche Sie hiermit dringend um meine Entlassung aus dieser Anstalt, denn das Einsperrens für eine Person die gesund und kräftig ist, wirkt nach meinem Gefühl nicht von gutem Erfolg. Ich Beruffe mich auf die Einvernahme der Wärter die mich während meiner Anwesenheit in dieser Anstalt beobachtet haben.

In Erwartung Sie werden meinem Gesuch baldigst Entsprechen, grüßt mit Hochachtung
H. W.“

Nach seiner Entlassung aus dem Burghölzli kam er zur weiteren Kur in ein Sanatorium, blieb aber dort nur einen Monat. Er schien einige Einsicht zu haben, machte die schönsten Versprechungen, und man hatte den Eindruck, daß er den redlichsten Willen habe, sich zu halten. In Wirklichkeit hinterging er aber doch die Ärzte und trank heimlich Alkohol. Zu Hause hielt die Besserung nur wenige Wochen an. Sehr bald begann das alte Elend wieder. Er wußte zwar den Schein zu wahren, konnte den Gästen schön tun, lief geschäftig mit einer blutigen Metzgerschürze im Hause herum; in Wirklichkeit tat er aber nichts, sondern schädigte sein Geschäft schwer durch die fortwährenden Szenen mit der Frau, durch den ewigen Wechsel von Dienstboten. Wenn er übler Laune war, konnte er einen ganzen Kochtopf voll Fleisch der Frau nachwerfen, so daß die Kostgänger nichts zu essen hatten. Eine richtige Buchhaltung hat er nie geführt; in den Geschäftsbüchern herrschte die größte Unordnung. Einmal schrieb er jedes kleinste Detail auf; dann wieder trug er wochenlang große Posten gar nicht ein, ließ Geld aus an Leute, von denen er nicht einmal wußte, wie sie hießen; ein Italiener, dem er 50 Franken gepumpt hatte, figurierte in seinen Büchern nur als „Tschingg“. Er konnte Vieh kaufen und wieder verkaufen, ohne das Geld einzuziehen. Wenn ein Reisender ihm zuzureden verstand, konnte er ganze Mengen von Sachen bestellen, die unverbraucht zugrunde gingen. Als die Frau, um Ordnung zu schaffen, einen Bücherexperten kommen ließ, setzte er dessen Arbeit dadurch Widerstand entgegen, daß er möglichst wenig Auskunft gab und ihm aus dem Wege ging. An den Tagen, an denen er nichts tat, nahm er die Kassabüchlein und alles vorhandene Geld, ging fort und ließ die Frau allein beide Geschäfte besorgen, um erst nachts wieder betrunken heimzukommen; oft legte er sich dann mit den Schuhen ins Bett und verunreinigte alles.

Mit der Zeit wurden die Szenen immer ärger; er warf seiner Frau alles, was er in die Hände bekam, an den Kopf: Geschirr, Bestecke und andere Haushaltungsgegenstände, schlug sie so, daß sie sich in ärztliche Behandlung begeben mußte, verletzte sie einmal erheblich am Arm durch ein ihr nachgeworfenes Metzgermesser. Seine Söhne, deren Erziehung ganz in den Händen der Mutter lag, behandelte er sehr unterschiedlich, konnte sie vor andern in alle Himmel rühmen, um sie bei der nächsten Gelegenheit in brutaler Weise zu mißhandeln. Seine Frau überschüttete er oft vor den Gästen mit unflätigen Beschimpfungen: „Du Chaib, du verreckter, man hat es ohne dich besser gemacht, verrecktes chaibe Luder, man sollte dich henken, verstecken, so ein Siech ist nichts mehr wert, als daß man ihn grad kaput macht, du verdammts chaiben Lumpenmensch, lauf dem Teufel zu!“

Häufig machte er ihr Eifersuchtsszenen, titulierte sie als Hure, warf ihr Verhältnisse mit seinen Knechten vor und behauptete, sie habe es mit dem Hausarzt. Die Frau meinte, er müsse an Verfolgungswahn leiden, indem er glaube, alles, was Frau und Kinder täten, sei nur ihm zuleide, und der ihn gegen alle Leute argwöhnisch werden ließ, die ein freundliches Wort für seine Angehörigen hatten. Während er die Frau als Hure beschimpfte, holte er selbst sich eine Geschlechtskrankheit.

Nachts konnte er in den Keller hinuntergehen, mit Bierfässern usw. den größten Lärm verführen, so daß niemand schlafen konnte. Wie sein Sohn erzählte, konnte man eigentlich nur mit ihm verkehren, wenn er nach seinen Trinkexzessen das Bett hütete und sich pflegen ließ.

Ohne Wissen seiner Frau schrieb er seine Liegenschaft zu einem viel zu niedrigen Preise aus, schloß ungünstige Mietverträge über das Hinterhaus ab, hob das Geld von zwei Sparkassenheften ab, kam immer mehr in Schulden hinein, hatte in seinen Büchern Fehlbeträge von vielen tausenden von Franken, ohne daß er darüber Auskunft geben konnte oder wollte.

Da die Zustände immer unerträglicher wurden, verließ die Frau wiederholt das Haus, reichte Scheidungsklage ein und kehrte jeweils nur zurück, weil sie das Geschäft mit Rücksicht auf die Kinder nicht ganz verderben lassen wollte. Nach einer schweren häuslichen Skandalszene mußte W. am 25. VIII. 1914 zum zweiten Male ins Burghölzli eingewiesen werden.

II. Zweiter Aufenthalt im Burghölzli. Bei der Aufnahme war W. relativ ruhig, gab gut Auskunft, war völlig orientiert, klagte über seine Angehörigen, wie er für seine beiden Söhne viel Geld ausgegeben habe, um sie studieren zu lassen; zum Dank dafür habe er zu Hause gar nichts mehr zu sagen.

Die körperliche Untersuchung ergab sehr lebhafte Sehnenreflexe, einen starken Tremor der Hände, das Herz war etwas nach links vergrößert, am Hinterkopf war eine blutige Kruste, die von der vorangegangenen Rauferei herrühren mochte. Den Alkoholismus sah man ihm äußerlich nur wenig an; er hatte recht gute und höfliche Umgangsformen und wußte sich das Aussehen eines liedernden Landwirts und Metzgers vom Lande zu geben. In der Anstalt beruhigte er sich bald und konnte wieder auf der besten Abteilung gehalten werden, arbeitete fleißig. Die freie Zeit verbrachte er mit Lesen oder Kartenspiel.

Seine früher erwähnten Eifersuchtsideen kamen bei uns nicht mehr deutlich zum Vorschein, d. h. er wollte darüber keine Angaben machen, sagte, er werde die Sache zur richtigen Zeit schon vorbringen und war nicht dazu zu bewegen, sich genauer über seine frühere Behauptung, seine Frau sei zum Dorfgespräch geworden, zu äußern. Nach seiner ganzen Mimik zu schließen, konnte aber an dem Vorhandensein solcher Ideen nicht gezweifelt werden.

Irgendwelche Zeichen für das Vorhandensein von Sinnestäuschungen waren bei W. während seines ganzen Anstaltsaufenthaltes nie zu bemerken, ebensowenig irgendwelche Anhaltspunkte, die auf einen Gedächtnisdefekt schließen ließen. Über seine Erlebnisse konnte er sehr gut Auskunft geben, allerdings nur, wenn er dazu aufgelegt war.

Wenn man bedenkt, daß er sich vom armen Bauernjungen zu einem angesehenen und begüterten Wirt heraufgearbeitet hat, so sind seine allgemeinen Kenntnisse als durchaus genügend zu bezeichnen.

Alle seine Angaben machte W. in einem Tone, der von sehr großem Selbstbewußtsein zeugte. Seine Stimmung blieb während der 8 Monate seines Burghölzliaufenthaltes gleichmäßig; er war im ganzen ruhig, blieb fast immer für sich still abgeschlossen. In der ersten Zeit war er allerdings, nach Art der Alkoholiker, wortreich bei seinen Erzählungen. Für seinen Alkoholabusus hatte er alle möglichen Ausreden zur Verfügung: er trank nur viel, „wenn er Verdruß hatte“. „Wenn die Frau nicht so händelsüchtig gewesen wäre.“ Früher habe er doch als Musterjüngling gegolten. Mit der Zeit wurde er aber immer wortkarger, zog sich von seinen Mitpatienten zurück, saß in der freien Zeit still in einer Ecke, mit Zeitungslesen beschäftigt, war oft in Gedanken versunken. Die einzige Abwechslung war ein Jaß mit ähnlich veranlagten Patienten. Bei der Arbeit war er außerordentlich fleißig, führte dieselbe exakt aus und bot zu keinen Klagen Anlaß. Auffallend war von Anfang an bei ihm, daß sein ganzes Verhalten ein anderes war, als man es sonst bei Alkoholikern findet. Im Gegensatz zu diesen versuchte er es nie, sich an andere heranzumachen, diesen von früheren Taten und Erlebnissen vorzuerzählen, hatte auch gar nichts von der jovialen Art der Trinker, die dem Arzt sehr bald von ihrer Besserung und Einsicht in ihre bisherigen Missetaten in großem Wortschwall erzählen und mit großem Pathos und heiligster Überzeugung Besserung geloben. Vor allem fehlte bei ihm in auffallender Weise das starke Schwanken in der Gefühlslage, das sonst für Trinker so charakteristisch ist, in der sie mit Worten tiefster Empörung und Ekel von ihren

Angehörigen sprechen und fast noch in gleichem Atemzuge sie in alle Himmel erheben können, in der sie über die Schlechtigkeit der Menschen sich entsetzen und über ihr eigenes verfehltes Leben in tiefer Zerknirschung heiße Reuetränen vergießen können, um im nächsten Augenblick über einen Bierwitz fröhlich herauslachen zu können.

Unseren W. konnte vielmehr nichts erschüttern; wurden ihm Vorhaltungen gemacht, so blickte er einem ungläubig mit überlegener und selbstzufriedener Miene an, blieb während der ganzen Zeit vollständig einsichtslos und ging über Vorwürfe mit einem Gemeinplatz hinweg. Wenn man auf Fragen, die seine Vergangenheit berührten, sich näher einlassen wollte, so wurde er ärgerlich; erklärte, es habe gar keinen Wert, daß er etwas sage. Über die von seiner Frau in der Scheidungsklage angeführten Gründe könne man sich in der Klageschrift orientieren; er verhalte sich ganz ruhig, bis die Sache vor Gericht komme; dort wolle er schon seine völlige Unschuld beweisen. Als ihm der Aufnahmestatus aus dem Jahre 1911 vorgelesen wurde, meinte er, das sei alles erlogen, jetzt handle es sich um den gegenwärtigen Fall und nicht um alte abgetane Geschichten. In seiner schweren Diskussionsunfähigkeit weigerte er sich auch, irgendwelche Auskunft über seine Schulden zu geben, ebensowenig, wieso sein Bankguthaben in wenigen Jahren um 14 000 Franken abgenommen habe. Wollte nicht einmal Details über die einzelnen Bauobjekte angeben, erklärte, sich jetzt nicht mehr um solche Sachen zu kümmern, die Frau habe ja den Sekretärschlüssel an sich genommen; man könne sich ja an sie wenden. Das Burghölzli gingen solche Sachen überhaupt nichts an. In dieser Art und Weise verliefen die Unterredungen mit W.: entweder ging er auf die Tatsachen gar nicht ein oder er stritt sie rundweg ab, sprach von etwas anderem, schob die Schuld auf seine Angehörigen, fing an über Dinge zu schimpfen, die mit der Sache gar nichts zu tun hatten. Versuchte aber nicht, die Vorwürfe abzuschwächen oder als ungefährlich darzustellen. Daß er einmal Säuerwahnsinn gehabt habe, log er rundweg ab. Prahlte immer wieder, wie er sich vom armen Waisenknaben aus eigenem Verdienst zum geachteten Manne emporgearbeitet hatte. Erklärte, keine Angst zu haben, daß es einen Menschen gäbe, der etwas Böses über ihn sagen könne; man dürfe ruhig jeden Einwohner des ganzen Limmattals als Zeugen aufrufen. Verlangte man aber bestimmte Adressen von Leuten, die Auskunft über ihn geben könnten, so gab er niemanden an, meinte, die Sache habe keinen Reiz. Charakteristisch ist auch ein 17 Seiten langes Schreiben an den Gemeinderat seines Wohnortes, in dem er gegen seine Verbeiständung protestieren wollte, wobei der ganze Protest aber nur eine Seite umfaßte, ohne daß er eine Begründung dazu für nötig fand. Beweise gab er keine; was er sonst schrieb, hatte mit dem Zwecke seines Briefes nichts zu tun. Er protestierte gegen seine Internierung in einer geschlossenen Anstalt, schimpfte über seine Frau, über die Behandlung von seiten der Ärzte, erklärte, seinen Burghölzliaufenthalt als Freiheitsstrafe zu betrachten, verlangte eine gerichtliche Aburteilung usw. Er war aber nicht imstande, auf den Kern der Sache einzugehen.

Zum Arzt verhielt sich W. ebenfalls ganz anders wie gewöhnliche Alkoholiker: er hatte ihm einfach nichts zu sagen und wich ihm sogar direkt aus, wurde ungehalten, wenn dieser ihn in seiner Ruhe störte oder sich gar in eine längere Unterhaltung mit ihm einlassen wollte. Wiederholt wurde bemerkt, wie W. tagelang in übelgelaunter gereizter Stimmung sein konnte, ohne daß ein äußerer Anlaß dafür herauszubringen war. In solchen Zeiten war er überaus empfindlich. Als z. B. der Oberwärter einem Wärter zeigte, daß man Stahlspäne, die hätten fortgeworfen werden sollen, noch brauchen könne, fühlte W. sich, der aufgerieben hatte, dadurch beleidigt; behauptete, der Oberwärter hätte ihm damit vorgeworfen, er arbeite nicht recht und machte einen Mordskandal. Verlangte deswegen, in eine andere Anstalt zu kommen. Auch sonst konnte er gelegentlich sehr grob

werden. Alle Versuche, mit ihm über seine Zukunft zu sprechen, ihn zu belehren oder gar ihn zur Abstinenz zu bewegen, glitten völlig an ihm ab.

Am 15. IV. 1915 wurde W. aus der Anstalt entlassen, um von seinem Beistand in eine bernische Trinkerheilstätte verbracht zu werden. Wir zitieren aus dem Abschluß unserer Krankengeschichte den Passus: „Immer gleich, wenig einsichtig oder besser gesagt, gar keine Einsicht in die Ursachen seines Hierseins. Am wenigsten Verständnis zeigte der Gemeinderat, der ihn direkt gegen die Bevormundung aufhetzte, so daß der Beistand in die schwierigste Lage gekommen ist, mußte mit W. verschiedentlich paktieren, hat selbst auch eine etwas ängstliche Energie gezeigt, so daß die Prognosis infausta zum mindesten sehr dubia genannt werden muß.“

Aufenthalt in einer Trinkerheilstätte. Aus einem Berichte des dortigen Anstaltsleiters entnehmen wir, daß es in den ersten 3 Wochen recht ordentlich mit ihm ging; doch habe man „aus seinem einsamen Wesen und seinem sonderbaren Hin- und Hergehen während der freien Zeit“ auf einen geistig anormalen Zustand schließen können. Während er sich im Anfang still verhielt, fing er bald an, boshaft und kritisch zu werden; gelegentlich konnte er ohne jede Veranlassung laut aufbegehren, schimpfen und den Gehorsam verweigern. Anfangs Juni lief er fort, wurde aber auf sein Begehren wieder in der Anstalt aufgenommen. Die Hoffnung, daß er nach und nach zur Einsicht komme, erfüllte sich nicht; er machte im Gegenteil eher Rückschritte. Versuchte man ihm zuzusprechen, so hatte er nur ein eigenartiges stolzes Lachen; überhaupt hatte er eine krankhaft hohe Meinung von sich selbst und keine Spur von irgendwelchem Schuldgefühl. Mit den andern vertrug er sich nicht gut; saß am liebsten allein für sich herum. Über irgendeine an den Haaren herbeigezogene Kleinigkeit, über irgendein kleines Mißverständnis mit den Knechten konnte er lange Schimpfreden führen; oft lamentierte er über die Kost. Es fiel dort auf, daß er, der ein recht guter Sänger mit vorzüglichem Musikgehör war, in den Zeiten seiner Verstimmungen auffallend falsch sang und sogar den Gottesdienst durch unvernünftig lautes Singen stören konnte. Nach der Ansicht des Anstaltsleiters handelte es sich nicht um einen gewöhnlichen Alkoholkranken, sondern um einen Psychopathen.

Aufenthalt in der Berner Irrenanstalt. Wegen eines Streites wurde er am 5. VIII. 1915 in die bernische Irrenanstalt Waldau eingeliefert. Aus der dortigen Krankengeschichte entnehmen wir, daß sein Verhalten gleich war wie während des Aufenthaltes in unserer Anstalt. Nach einer Internierung von 10 Monaten wurde er am 14. VI. 1916 entlassen. Man wollte ihm nochmals Gelegenheit geben, zu zeigen, ob er sich in der Freiheit halten könne. Doch war auch die Zuversicht des dortigen Anstaltsdirektors auf einen dauernden Erfolg nur klein.

Katamnese. In der Folgezeit war nun W. in den verschiedensten Stellungen als Bauernknecht, Straßenarbeiter, Fuhrknecht tätig. Die Stelle, die ihm die Direktion der Waldau verschaffen wollte, hatte er nicht angenommen mit der Begründung, selbst für sein Fortkommen sorgen zu wollen. Von seinen Meistern wird ihm nachgerühmt, daß er arbeiten und gute Dienste leisten könne, daß aber eine gewisse Unstetheit und Neigung zu Gewalttätigkeiten bei ihm auffielen. Ein Arbeitgeber teilte uns mit, daß bei W. keine Spur von Trunksucht zu bemerken war, seine Arbeiten habe er exakt ausgeführt, er sei ein sehr fleißiger Arbeiter gewesen. Allerdings habe er geistige Absonderlichkeiten gezeigt, sei z. B. nachts aufgestanden, habe sich mehrmals an- und ausgekleidet, oft lange Zeit vor sich hin „studiert“, sei einmal mehrere Tage im Bett geblieben, ohne körperlich krank zu sein. Ähnlich lauten die Auskünfte von anderen Meistern, die wir über W.s Verhalten befragt haben. Einer erklärt, trotzdem W. ein guter und fleißiger Arbeiter gewesen, sei er allen gleichwohl ein Rätsel gewesen, da man mit ihm nie in eine rechte Unterhaltung kommen konnte, infolge seiner stillen, in sich gekehrten Art. Ander.

bei denen er nur kurze Zeit arbeitete, erklären allerdings, nichts von geistiger Abnormität bemerkt zu haben. Alle betonen, daß er im Trinken mäßig gewesen sei, niemals betrunken war. In der Zeit von $\frac{1}{4}$ Jahren wechselte er ungefähr 8 mal seine Stelle. Seinen Unterhalt bestritt er seit seinem Austritt aus der Waldau selbst mit Ausnahme der Kosten für einen 4wöchigen Kuraufenthalt in Baden und einer Zahnarztrechnung. Nach Baden war er gegen den Willen seines Beirats gegangen, der ihm zur Behandlung seines Rheumatismus die Aufnahmebewilligung in das Berner Insepsital verschafft hatte. Mündlich ergänzte der Beirat seinen Bericht dahin, daß W. immer noch gleich uneinsichtig sei; er begreife noch nicht im geringsten, daß er schuld an seinem Unglück sei; über Vorhaltungen gehe er einfach hinweg, sein Versprechen, abstinent zu bleiben, habe er nicht gehalten. Trotzdem er seine Arbeit leidlich verrichtete, sei man überall froh gewesen, wenn er wieder ging, weil er immer unzufrieden war, etwas Unheimliches an sich hatte. Er weigere sich immer noch, über die Vermögensabnahme von 25 000 Franken Auskunft zu geben; erklärte rundweg, er wisse schon, wo das Geld hingekommen sei, sage es aber nicht.

Die Frau des W., die wir am 28. IV. 1918 aufsuchten, erklärte uns, es sei ihr gelungen, das Geschäft über Wasser zu halten, jetzt gehe es wieder befriedigend. Es sei aber ausgeschlossen, daß ihr Mann wieder zu ihr zurückkehre; einige Male habe er sie besucht, habe aber immer mit den alten Vorwürfen angefangen. Auch als sie einmal bei ihm in Zürich war, habe er sich so eigentümlich benommen, daß sie vor Angst davongelaufen sei. Bei dem jetzigen Betrieb ihres Geschäftes, in dem sie 8 Dienstboten habe, sei es ein Ding der Unmöglichkeit, daß ihr Mann mitregiere, sei er doch nicht einmal imstande gewesen, mit dreien auszukommen.

Seit Juli 1917 blieb W. nun bis Mai 1918 in der gleichen Stellung bei einem Landwirt an der Peripherie von Zürich, der ihn sehr rühmte: er habe für zwei arbeiten können, man habe ihn völlig selbständig arbeiten lassen können; nur sei es schwer gewesen, mit ihm auszukommen: er wollte alles besser wissen, ließ sich in nichts dreinreden. Wenn etwas nicht nach seinem Kopf ging, konnte er aufbegehren, tagelang „den Kopf machen“, die Türen zuschlagen, kein Wort reden. Zu solchen Verstimmungen genügte es, daß die Frau seines Dienstherrn das Waschseil einen andern Weg herumgespannt haben wollte, als er es gerade im Kopf hatte, oder daß eine Speise auf den Tisch kam, die ihm nicht schmeckte. Tagelang habe er still „vor sich hin studieren“ können; dann wieder konnte er wie umgewandelt sein, fröhlich singen usw. Man habe nicht den Eindruck gehabt, daß er sich große Gedanken über seine Familie machte. Er sei gern und oft in die Kirche gegangen, stand Sonntags extra früh auf, um vor dem Gottesdienst mit der Arbeit fertig zu werden. Im Trinken sei er mäßig gewesen. Einige wenige Male sei er Sonntag abends etwas angetrunken nach Hause gekommen, habe aber trotzdem pünktlich seine Stallarbeit besorgt. Um 8 Uhr sei er meist schon im Bett gewesen. Warum er von dieser Stelle wegging, war nicht herauszubringen; er kündigte unerwartet, ohne einen Grund anzugeben. Sein Dienstherr war trotz der guten Arbeit froh über sein Weggehen, da er befürchtete, daß es nicht möglich gewesen wäre, zur Heuernte noch andere Arbeiter einzustellen, ohne daß diese mit W. in Konflikt geraten wären. Er befindet sich nun bei einem Landwirt im Kanton Zürich, bei dem sein Verhalten wieder ähnlich wie in der vorherigen Stellung sein soll, ohne daß aber ernstere Klagen über ihn eingelaufen wären.

Résumé: Wirt und Metzger, geboren 1865. Vater war schon ein brutaler Alkoholiker. Eine Schwester leidet an *Dementia praecox*, ein Bruder ist Potator, hat einen eigenen Charakter, dessen Sohn abnorm veranlagt. Er selbst verstand es, nach einer schweren Jugend durch fleißige

Arbeit sich immer weiter emporzuarbeiten, von dem Moment an, in dem es ihm mit Hilfe seiner Frau gelungen war, ein eigenes Geschäft zu gründen (Bahnhofswirtschaft und Metzgerei), veränderte sich sein ganzes Wesen. Er arbeitete nur noch wenig, überließ der Frau die ganze Sorge ums Geschäft, kam dabei immer mehr ins Trinken hinein. Konnte wegen Kleinigkeiten in schwere Aufregung geraten, in der er seine Frau schwer mißhandelte, alles, was ihm in die Finger kam, demolierte, immer größere Skandalszenen machte; dabei mißtrauisch und eifersüchtig gegen seine Frau. 20—30 Glas Bier vormittags. 1908 Delirium tremens, nachher immer schlimmer.

Nach einem fingierten Selbstmordversuch kam er am 12. V. 1911 ins Burghölzli. Bei der Aufnahme ungebärdig, schwer schimpfend. Mit der Zeit wurde er ruhiger, arbeitete fleißig, aber völlig einsichtslos; wurde schon nach 2 $\frac{1}{2}$ Monaten entlassen, um für kurze Zeit in ein Sanatorium zu kommen. Dort scheinbar Einsicht und Besserung; in Wirklichkeit trank er heimlich. Kaum einige Wochen zu Hause, war alles wieder beim alten. Er trank wieder wie vorher. In der Geschäftsführung immer nachlässiger. Mißhandelte seine Frau. Kam deshalb am 25. VIII. 1914 zum zweitenmal ins Burghölzli. Dort arbeitete er gut, war ruhig, schloß sich aber von den andern ab, hatte auch mit den Ärzten keinen Rapport. Starkes Selbstbewußtsein. Die Einsichtslosigkeit gleich stark wie früher. Ließ sich in ein Gespräch über seine Verhältnisse überhaupt nicht ein, völlig diskussionsunfähig, zuzeiten sehr gereizt. Nach acht Monaten in eine bernische Trinkerheilstätte entlassen, wo es aber nicht mit ihm ging, wegen einer Händelei kam er am 5. VIII. 1915 in die Waldau; dort gleiches Verhalten wie im Burghölzli. Nach 10 Monaten Entlassung. Arbeitet seither als Knecht, Straßenarbeiter usw. an verschiedenen Stellen. Hält sich gut, gilt als fleißiger exakter Arbeiter, trinkt selten Alkohol. Gilt aber als Sonderling. Die Arbeitgeber schätzen seine Arbeit, sind aber froh, wenn er wieder geht. Seine Frau weigert sich, ihn wieder zu sich zu nehmen. Fast überall fiel sein eigentümliches, verschlossenes Wesen auf.

Fall 2. A. St., Wirt und Zimmermann, geb. 1874, Burghölzli Nr. 14 017.

Heredität: Der Vater trank viel in jüngeren Jahren, soll später nach durchgemachter Krankheit mäßiger geworden sein, die Mutter beging Selbstmord, ein Kind litt mit ca. 3 Jahren an Fraisen. Fälle von Trunksucht, Geisteskrankheit, Sonderlingswesen usw. sind in der Verwandtschaft sonst nicht bekannt.

Vorgeschichte: Aus dem bezirksärztlichen Gutachten entnehmen wir, daß er als Schüler normal veranlagt gewesen sein soll, daß er die Primar- und nach einem Jahr Sekundarschule noch 2 Jahre Ergänzungsschule mit gutem Erfolg besuchte. Nach seiner Konfirmation kam er für 3 Jahre in die Lehre zu einem Zimmermann, von dem er ein gutes Schlußzeugnis erhielt. Hierauf „machte er sich auf die Walz“, bereiste ganz Deutschland kreuz und quer, arbeitete dann in Wien, Budapest, Fiume, Venedig, Mailand. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz wollte er sich in Luzern niederlassen, zog dann aber zu seinem Vater, als dessen

zweite Frau starb und arbeitete in einem Baugeschäft. Seine damalige Lebensführung gab keinen Anlaß zu Aussetzungen, in seiner Arbeit war er sehr gewissenhaft. Mit 25 Jahren verheiratete er sich mit der damals 16jährigen Tochter aus einem angesehenen Gasthofe, den er nach dem Tode seiner Schwiegermutter übernahm. Der Ehe entsprossen 8 Kinder. In den ersten 10 Jahren ging alles gut, nach Angaben seiner Frau hat er allerdings schon immer „etwas viel“ getrunken, hatte immer ein ziemlich rohes, grobes Wesen an sich. Neben seiner Betätigung als Wirt arbeitete er bei einem Zimmermeister des Dorfes, bis er etwa 1913 auf den Gedanken kam, sich „unabhängig“ zu machen. Seit dieser Zeit ging es mit ihm immer mehr bergab. Er beschäftigte sich mit aushilfsweiser Zimmerarbeit auf eigene Rechnung, brauchte keine bestimmte Arbeitszeit mehr innezuhalten, verlor die Freude an dieser Tätigkeit und fing an, sich immer mehr auf seine Wirtsstube zurückzuziehen. Begreiflicherweise kam er dabei in ein mißbräuchliches, gewohnheitsmäßiges Trinken hinein, ohne zu merken, wie sehr sein Beruf, seine Familie und er selbst darunter zu leiden begann. Seiner Meinung nach war das nicht von Belang, er trinke ja nur ein paar Glas Bier und daneben ein paar Glas Wein pro Tag, anderen Leuten gegenüber tat er sich etwas darauf zugute, daß er nie Schnaps trinke. Wer ihn aber näher kannte, seine Frau, sein Dienstmädchen, seine Gäste und Nachbarn bestätigten übereinstimmend, daß er nicht nur jeden Morgen seine Liköre, sondern auch tagsüber Wein und Bier in ungemessenen Quantitäten durcheinander trank, die Arbeit versäumte und oft schon vormittags betrunken war. Dabei gingen seine Charakterqualitäten rapid zurück, er wurde immer gleichgültiger gegen sein Geschäft, roh in der Ausdrucksweise, mürrisch und unverträglich. Die Abstumpfung der feineren Gefühle, der Mangel an Einsicht in die eigenen Fehler, die Neigung, seine Schuld auf andere abzuwälzen, die Gleichgültigkeit gegen sein Ansehen, seine Existenz nahmen immer mehr zu. In der Behandlung seiner Frau, die ihm nichts mehr recht machen konnte, wurde er grob und unföhllich; wenn sie ihm Vorhaltungen machte, warf er ihr vor, sie fange immer Streit an. So kam es in der Folge zu Auftritten zwischen den Ehegatten, bei denen auch die Eifersucht des Mannes eine Rolle spielte, schon 1914 mußte sie sich einmal vor ihm verbergen. Bei nächtlichen Zerwürfnissen bedrohte er seine Frau in der letzten Zeit zweimal so, daß sie aus dem Hause fliehen und die Hilfe von Nachbarn anrufen mußte. In den Zeiten, in denen seine Frau niederkam, wurde es besonders arg. Kurz vor ihrer letzten Geburt mußte sie eine ganze Nacht in der Küche auf der Bank schlafen, er sagte, sie habe kein Recht mehr, in seinem Zimmer zu bleiben, schon am 3. Tage des Wochenbettes zwang er seine Frau, aufzustehen und soll sie vor den Kindern gescholten haben, daß sie „hässlich“ sei, weil sie wieder eines im „Ranzen“ trage; in der ganzen Zeit, während sie noch Wöchnerin war, war er keinen Tag nüchtern.

Nachdem er am 14. III. 1916 mitten in der Nacht in betrunkenem Zustande mit offenem Taschenmesser auf seine Frau losgegangen war, so daß diese sich gerade noch zum Haus hinaus flüchten konnte, wurde er auf ein bezirksärztliches Gutachten hin endlich ins Burghölzli eingewiesen. Die Frau hatte schon in der Nacht vom 11. auf den 12. III. mit ihrem 3 Wochen alten Kind flüchten und auswärtig übernachten müssen. Sie erklärte, nicht mehr mit ihm zusammenleben zu können.

Aufenthalt im Burghölzli. Bei der Aufnahme am 16. III. 1916 gab er zu, manchmal etwas mehr als normal getrunken zu haben. Daß er seine Frau bedroht habe, sei auch wahr, er habe eben eine andere Ordnung im Hause haben wollen, er sei auch beständig gereizt worden. Die Orientierung war in jeder Beziehung gut. Die körperliche Untersuchung ergab eine starke Acne rosacea, die Zunge war mäßig belegt, es bestand ein chronischer Rachenkatarrh, der Puls war frequent, setzte gelegentlich aus. Starker Tremor der Hände sowie der Zunge, lebhaftes Sehnenreflexe.

Bei der Untersuchung versuchte er nach echter Alkoholikerart, alle Verfehlungen möglichst harmlos hinzustellen und die Schuld auf andere abzuschieben. Es sei natürlich nicht so ernst gemeint gewesen, wenn er gedroht habe, er habe es eben einfach anders haben wollen, er habe auch einmal gesagt, er könne seine Frau gerade kaputt machen; so etwas habe man doch schnell gesagt; es seien ja nur alles Worte gewesen. Seine Frau habe ihn eben geärgert, weil sie ihm vorgehalten habe, er sei mit der Kellnerin zu intim. Als sie einmal erst abends 11 Uhr heimgekommen sei, habe er ihr vorgeworfen, sie sei eine Gassenhure.

Über seinen Alkoholkonsum gab er ausweichende Antworten, es sei verschieden, je nachdem, wie es sich gerade treffe; Bier trinke er 7—8 Glas durchschnittlich, manchmal auch weniger, Wein trinke er nur beim Jassen oder wenn er dazu eingeladen werde; für sich allein trinke er selten Wein. Schnaps trinke er sonst gar keinen, außer er habe sich erkältet. Es habe 14 Tage geben können, in denen er gewiß keinen getrunken habe.

Es sei schon vorgekommen, daß er zuviel gehabt habe, aber das sei nur aus Ärger und Verdruß gewesen, sonst habe er nur soviel getrunken, als es sich gehöre. Auf die Frage, wie er sich seine Zukunft vorstelle, gab er an, er finde es nicht für notwendig, daß man ihn versorge, „wenn man mit mir auskommt, komme ich auch aus“. Von der Abstinenz wollte er gar nichts wissen, als Wirt „sowieso“ nicht. Soviel Charakter habe er schon noch, daß er aufhören könne, wenn es nötig sei, er wolle abstinent sein, ohne zu unterschreiben.

Die vorgenommene Prüfung der Intelligenz und der allgemeinen Kenntnisse ergab ein Durchschnittsresultat, das Gedächtnis zeigte keine auffallenden Lücken, die Auffassung schien verlangsamt zu sein.

Auf den untersuchenden Arzt machte St. den Eindruck eines rohen, uneinsichtigen Alkoholikers, der sich über seine Zukunft wenig Sorge macht.

Auf der Abteilung verhielt er sich während seines ganzen Aufenthaltes ruhig, arbeitete fleißig, hatte aber auffallend wenig Anschluß, schien sich um seine Umgebung gar nicht zu kümmern, war am liebsten für sich allein, war zufrieden, wenn man ihn in Ruhe ließ, hatte einem selten etwas zu sagen, hatte auch keine Wünsche.

Wurde er eingehender nach seinem Befinden befragt, so erklärte er, er nehme an, nun geheilt zu sein, es fehle ihm nichts. Es sei überhaupt nicht so schlimm gewesen mit dem Trinken, es sei mehr das andere gewesen. Daß die Frau sich habe flüchten müssen, das sei gar nicht so gefährlich gewesen, sie habe es doch wieder bereut nachher. Es sei alles kolossal übertrieben worden. Er könne beweisen, daß er nicht betrunken gewesen sei. Er habe die Frau nur einschüchtern wollen, anders könne man sonst nicht mit ihr verkehren. Sie und ihr Dienstmädchen hätten Krach gesucht auf alle Art und Weise. Die Frau reizte ihn beständig mit ihrem heillosen Maule. Der Unfrieden sei schuld an allem, von den Schwestern seiner Frau käme auch keine mit ihrem Manne aus. Dem Weibervolk helfe man natürlich immer. Er sehe nicht vom Alkohol so aus, den Ausschlag habe er als Knabe schon gehabt. Er könne gut sein ohne zu trinken usw.

Nachdem er schon mehrere Monate in der Anstalt war, hatte er auch nicht die geringste Einsicht, erklärte, er sei daher gekommen, wie viele andere, da könnte noch mancher hinkommen; davon sei gar keine Rede, daß er nachher abstinent leben werde. Mit der Zeit nahmen die Einsichtslosigkeit und das abweisende Verhalten gegen Personal und Mitpatienten eher noch zu. Am 26. IV. 1916 wurde er entmündigt, was aber keinen großen Eindruck auf ihn zu machen schien.

Ab und zu schrieb er Briefe, in denen er hauptsächlich auf seine Frau schimpfte und erklärte, sie sei lügnerisch und wortbrüchig wie vorher, sie sei an allem schuld, sie sei immer zu spät aufgestanden, sei im Haushalt unordentlich gewesen, kleine Begebenheiten bauschte er auf, behauptete, sie sei ihm untreu gewesen usw.

Sich selbst entschuldigte er immer wieder damit, daß er an Nervenzerrüttung leide, daß er nur mit Rücksicht auf seine Familie die Kosten einer Kur nicht habe verantworten können. Dann hielt er seiner Frau wieder vor, daß sie ihn bei den Behörden angezeigt habe, verlangte aber immer wieder, daß sie „sofort und bestimmt“ ein Entlassungsgesuch für ihn einzureichen habe. Manchmal klagte er aber selber in den Briefen, daß er so gleichgültig geworden sei. Im gleichen Brief konnte er einige Seiten lang über die Notwendigkeit seiner Entlassung schreiben und zum Schlusse noch blaguiieren, wie schön er es in der Anstalt habe, wie unterhaltend hier die Kinovorstellungen seien usw.

Die Frau, die einen guten Eindruck machte, erklärte 1916, es gehe im Geschäft viel besser, wenn der Mann nicht zu Hause sei, sie wage es nicht, ihn wieder zu sich zu nehmen, aus Angst, daß er Rachegefühle gegen sie hege. In einem Brief vom 21. II. 1917 erklärt sie Zutrauen und Liebe zu ihrem Manne ganz verloren zu haben, daß sie nicht mehr mit ihm zusammenleben könne und sich scheiden lassen wolle.

Am 12. III. 1917 mußte Pat. aus der Anstalt entlassen werden, weil die Heimatgemeinde auf seiner Herausnahme bestand.

Katamnese: Wie uns sein Vormund in einem Schreiben vom 23. IV. 1918 mitteilte, arbeitete St. nach seiner Entlassung als Aushilfe im Züricher botanischen Garten einige Wochen, um dann als Zimmermann in ein Baugeschäft einzutreten, in welchem er seither geblieben ist. Dort soll man ihn als guten, gewissenhaften Arbeiter schätzen, nach Feierabend half er eine Zeitlang einem Zimmermeister, den er von früher her kannte, bei der Konstruktion einer von diesem erfundenen Torfpresse. Sein monatlicher Lohn beträgt 280 Fr.

Bei einer Nachuntersuchung am 18. V. 1918, zu der wir ihn in unsere Poliklinik bestellt hatten, machte er äußerlich einen recht ordentlichen Eindruck, war sauber gekleidet, hatte ein frischeres Aussehen als früher, erzählte mit Befriedigung, wie man an seiner jetzigen Stelle mit ihm zufrieden sei, wie er ein schönes Einkommen habe, daß er ohne abstinent zu sein, kaum mehr etwas trinke, abends immer pünktlich heimkomme usw.

Sobald man aber von seinen familiären Verhältnissen und seiner Zukunft anfängt, zeigt sich, daß sich seine ganze Einsichtslosigkeit noch nicht im geringsten verändert hat. Alle Schuld an dem früheren Unglück schiebt er der Frau zu, die von ihren Verwandten und anderen Leuten gegen ihn aufgehetzt worden sei. Er habe immer das Gefühl gehabt, daß sie es nicht aufrichtig mit ihm meine, er habe gemerkt, daß sie ihn auslache, sie sei immer so launisch gewesen, habe es verstanden, ihn auf die raffinierteste Art zu reizen, habe eben die Wirtschaft allein führen wollen. Sie habe ihm vorgeworfen, er steige den Dienstmädchen nach, als er eine wegen ihrer verlogenen Angaben zur Rede stellte, habe er sehen müssen, wie seine Frau ihr mit den Augen zuzwinkerte. Daß er ins Trinken hineingekommen sei, habe seinen Grund darin, daß er im Essen sparte und in den leeren Magen habe trinken müssen. Dazu seien die geschäftlichen Sachen, der Druck seiner zunehmenden Verschuldung, die schweren Zeiten, das Gefühl, daß ihm niemand aus der Klemme helfen wolle, gekommen. Es habe Tage gegeben, in denen er nicht einmal einen halben Liter Most trank. Wenn man nicht mittrinke, werde man von den andern ausgelacht.

Er habe in der letzten Zeit seine Familie einige Male besucht, er habe aber nicht das richtige Entgegenkommen gefunden, das er erwartete, er sei nicht einmal am Bahnhof abgeholt worden, eine Gelegenheit, um sich mit der Frau aussprechen zu können, habe er nicht gefunden. Seine Frau meine, er müsse ihr „bitte machen“, das falle ihm natürlich nicht ein. Jetzt sei es ihm aber verleidet, er wolle, daß seine Familie wieder zu ihm ziehe, er nehme an, daß die Frau sich geändert habe, sie werde sich auch eine Lehre gezogen haben aus dem Unglück, jetzt komme er

doch mit allen Menschen aus, wenn er keine Wirtschaft mehr führen müsse, gehe es schon.

Zur gleichen Zeit erhielten wir von Frau St. auf unsere Anfrage einen schriftlichen Bericht, in dem sie sich über das Verhalten ihres Mannes sehr beklagte, in seinem Eigensinn schicke er ihr trotz seines schönen Lohnes nur die von der Gemeinde vorgeschriebenen 25 Fr. monatlich, jedesmal, wenn er sie besuche, sei er betrunken gewesen und habe es schweren Verdruß gegeben, alle ihre Mühe und Geduld, mit der sie versucht habe, ihn vom Trinken abzubringen, seien umsonst gewesen, jedesmal, wenn sie ihn gebeten habe, doch abstinente zu werden, sei er zornig geworden und habe ihr Grobheiten gemacht. Sie sei fest entschlossen, sich nicht mehr mit ihm einzulassen, bevor sie nicht einen gründlichen Beweis erhalte, daß er auf den Alkohol verzichten wolle, sehr wahrscheinlich werde sie sich gänzlich von ihm trennen.

Resumé: Wirt und Zimmermann, geb. 1874. Mütterlicher- und väterlicherseits erblich belastet. Mutter beging Selbstmord, Vater war Trinker.

Schule und Lehrzeit als Zimmermann machte er mit gutem Erfolg durch, darauf Wanderjahre, Niederlassung in der Schweiz. 1899 Verheiratung, durch die er in den Besitz einer bekannten Wirtschaft kam. Während zuerst seine Lebensführung ordentlich gewesen war, verlor er nach seiner Selbständigwerdung die Lust zur Arbeit, fing an zu trinken, ruinierte mit der Zeit Geschäft und Familie, ohne es aber einzusehen. Er stumpfte immer mehr ab, wurde mürrisch, gegen seine Frau grob, roh und schließlich tötlich. Trank immer größere Mengen von Wein, Bier und Schnaps. Nach einem Angriff auf seine Frau mit dem Taschenmesser wurde er am 14. III. 1916 ins Burghölzli eingeliefert. Intelligenz und Gedächtnis normal. Erklärt, seine Verfehlungen seien übertrieben geschildert worden, zum Alkoholmißbrauch nur durch seine Frau gekommen zu sein, die es verstanden habe, ihn auf raffinierte Art zu reizen. Genauere Fragen über seine Trunksucht weicht er aus. Verhalten in der Anstalt ruhig, fleißig, hielt sich aber auffallend von seiner Umgebung zurück. Kam mit niemandem in näheren Rapport. Seine Uneinsichtigkeit, sein Talent, die Schuld auf andere abzuwälzen, nahmen mit der Zeit eher zu als ab. 12. III. 1917 Entlassung nach erfolgter Entmündigung auf Wunsch der Heimatgemeinde, zuerst als Handlanger im botanischen Garten, darauf als Zimmermann tätig gewesen. Hat sich gut gehalten. Einsichtslosigkeit und Diskussionsunfähigkeit unverändert. Den Versuchen, wieder zu seiner Familie zurückzukehren, setzt die Frau energischen Widerstand entgegen. Trinkt selten noch etwas Alkohol, scheint nur anläßlich der Besuche bei seiner Frau aus Trotz zu trinken.

Fall 3. G. J., Fuhrhalter, geb. 1862, Burghölzli, Nr. 14 341.

Über die hereditären Verhältnisse des J. ist nichts Spezielles in Erfahrung zu bringen gewesen.

Vorgeschichte: Der Vater starb, als Pat. noch jung war. J. wuchs bei den Brüdern auf und mußte bald sehr streng und viel arbeiten, erst in einer Ziegelei,

später als Knecht, dann als Heizer bei der Bahn. 1894 ungefähr übernahm er ein Camionagegeschäft. J. ist zum zweitenmal verheiratet; er lebt von seiner ersten Frau geschieden; von ihr hat er eine Tochter. Trotzdem er mit nichts anfangen mußte und — wie er in seiner Lebensbeschreibung berichtet — verschiedentlich Unglück im Leben hatte, brachte er es doch zu einem eigenen Geschäft und Ersparnissen. Anfang 1916 verkaufte er sein Geschäft, ohne daß ein triftiger Grund dafür vorlag. Seither arbeitete er nichts mehr, behauptete, er könne nur noch leichte Arbeit machen und eine solche finde er nicht. Dagegen fing er immer mehr zu trinken an. Nach dem Polizeibericht sorgte er gar nicht mehr für seine Familie. Den Hauszins bestritten zum größten Teil Frau und Tochter; seit Februar 1915 mußten sie ihn ganz übernehmen, um nicht zu riskieren, daß ihnen die Wohnung gekündigt wurde. J. lag dafür fast immer bis 12 Uhr und länger im Bett und nachts saß er bis zur Polizeistunde in Wirtschäften herum, ging dann heim und trank zu Hause noch Most (Obstwein). Den Haushalt hatten die Ehegatten seit langem getrennt geführt; J. kochte für sich allein. Er hatte Tage mit Verstimmungen, an denen er über alles aufbegehrte oder überhaupt nichts redete. Gegen die Frau hegte er ständig großes Mißtrauen; er behauptete, sie habe ihm ca. 10 000 Franken gestohlen und ihn betrügen wollen. Immer wieder machte er ihr Vorwürfe, daß sie sich nicht um den gemeinsamen Haushalt kümmere. In Wirklichkeit mußte sie, als ihr Mann noch die Fuhrhalterei besaß, am Morgen das Pferd besorgen, da er es sonst nicht gefüttert hätte.

Ähnliches, wie der Polizeirapport, berichtete seine Frau auch uns. In den Wirtschäften habe er meist Most getrunken, wäre seines brutalen Wesens wegen nicht beliebt gewesen, habe darum nicht leicht einen Spielgenossen zum Jaß gefunden und darum viel in den Wirtschäften herum geschlafen. Jede Kleinigkeit habe ihn in der letzten Zeit aufgeregt; im Jähzorn habe er oft Geschirr zusammen geschlagen; er habe auch auf Frau und Tochter eingeschlagen. Seine Frau erklärte ausdrücklich, ihn nicht mehr zu Hause haben zu wollen.

In der Nacht vom 6. zum 7. IX. 1916 lärmte er wieder unter offenem Fenster, „sang Lieder und repetierte Gedichte“, wie es im Polizeirapport heißt. Er schimpfte in gröbster Weise auf seine Frau und die Behörden, bis er schließlich vom Polizeiwachmeister zur Ruhe gewiesen wurde. Er gehorchte scheinbar, stieg in sein Zimmer, man hörte ihn dabei deutlich mit seinem Gewehr herummanipulieren und Drohungen ausstoßen, jetzt solle nur einer kommen, den ersten schieße er nieder, er sei noch ein biederer Eidgenosse. Frau und Tochter mußten sich auf den Estrich flüchten, wo er sie mit dem Gewehr in der Hand suchte. Die Frauen getrauten sich nicht mehr in die Wohnung und fanden beim Hausmeister Zuflucht. Als man J. am nächsten Morgen arretierte, fand man das geladene Gewehr in der Wohnstube.

Die Leute, bei denen wir uns über J.s Verhalten erkundigten, gaben übereinstimmend an, daß J. weniger ein eigentlicher Trinker gewesen sei als ein eigentümlicher, rechthaberischer Mensch, dem offenbar alle Leute gerne aus dem Wege gingen. Er war launisch. Ging es nicht nach seinem Kopf, lief er einfach von der Arbeit weg. Man konnte mit ihm nicht verkehren und mied ihn darum. Schon als Camionneur war er nicht zuverlässig, weil er, wie allgemein berichtet wird, zu gerne trank und auch öfters in Handel verwickelt war. Er verlor deshalb nach und nach die meisten Kunden und man war froh, als man nichts mehr mit ihm zu tun hatte. Eigentlich schwer betrunken will ihn niemand gesehen haben. Er ist nach allen Angaben ein stiller Hocker, der dann um so mehr explodiert, wenn ihn etwas reizt.

Die Streitigkeiten und Zerwürfnisse zu Hause dauerten schon lange. In den letzten Zeiten gab es — nach Angabe der Tochter — jede Woche mehrmals Streit, wenn er abends lärmend nach Hause kam. Betrunken habe sie den Vater nicht

gerade oft gesehen und wochenweise wäre er auch wieder ruhig gewesen. Der Hauswirt erklärte, die Vorkommnisse in jener Nacht wären derart gewesen, daß J. seine Leute umgebracht hätte, wenn er sie hätte finden können. Er selbst würde den Mann unter keinen Umständen mehr ins Haus hereinlassen. Die Aussagen aller Zeugen sind so, daß man den Eindruck bekommt, man habe mit J. von jeher am liebsten nichts zu tun gehabt, und darum hat auch niemand viel gesehen.

Aufenthalt im Burghölzli: J. wurde uns am 7. IX. 1916 auf Verfügung des Statthalteramts zugeführt mit einem ärztlichen Zeugnis, welches die Gefährlichkeit des Mannes wegen chronischem Alkoholismus „mit nächtlichen Anfällen von Delirium tremens“ feststellte und die längere Versorgung für dringend notwendig erachtete. Bei der Aufnahme erschien J. ruhig. Er war zeitlich und örtlich orientiert. Er sei hierher gebracht worden, weil er gestern einen großen Rausch gehabt habe, da er alles durcheinander getrunken: Wein, Bier, Schnaps, Most, etwa 5 Liter; sonst trinke er nur 3—4 Liter Most täglich. Er zitterte stark, zeigte gesteigerte Reflexe und stank nach Alkohol.

In unserer Anstalt war er meist in zufriedener, leicht gehobener Stimmung. Ließ man sich mit ihm in eine Unterhaltung ein, so betonte er, er sei nicht nervenkrank, es fehle ihm am Herzen; darum könne er keine schweren Arbeiten mehr machen usw. Das ganze Gespräch endigte meist mit einer zornigen Auslassung über seine Frau: sie wäre ein „Luder“, das nicht einmal eine rechte Suppe kochen könne. Die Weiber seien schuld, wenn die Männer saufen. Wir schickten ihn bald zur Gartenarbeit, die er in der Folge, ohne je sich über irgendwelche körperliche Beschwerden zu beklagen, verrichtete. Man konnte ihn auf einer ruhigen Abteilung unterbringen, wo es immer ohne Klagen ging. Er verhielt sich durchaus ruhig und anständig. Freilich war auffällig, wie wenig er mit anderen Patienten verkehrte. Außerhalb der Arbeitszeit stand er da, las die Zeitung und ließ sich weiter nicht stören. Dem Arzt hatte er nie etwas zu sagen. Er blieb dabei, daß er nie übermäßig getrunken habe. Das Trinken entspreche der Arbeit, die man verrichte, und dem Essen, das man dazu bekomme. Was er überhaupt mit der Frau noch zu tun habe? Sie verdiene selbst ihren Lebensunterhalt. Von ihr lasse er sich nicht regieren; das Weib habe gemeint, sie wäre Meister über ihn. Jeder Mensch habe seine Fehler. Obstbäume und Weinberge wären von Anfang an da und wohl nicht nur zum Anschauen und damit man den Wein fortschütte. Der Noah habe auch getrunken. Er verlange nach Basel zur Untersuchung; zur Abstinenz zwingen lasse er sich nicht. Wenn man ihm hier in der Anstalt eine Stelle als Wärter gäbe, brauche er allerdings nicht mehr zu trinken.

Diese Einstellung und diesen Standpunkt verfocht J. noch nach vielen Wochen. Er habe in der Wohnung vor 12 Uhr nicht schlafen können wegen des Lärms von Wagen und Fußgängern. Darum sei er so spät nach Hause gekommen. Andere Leute hätten mehr getrunken als er. Er habe den ganzen Sommer in der Bleicherei A. das Mähen verakkordiert gehabt und habe die Sache gemäht. (Es handelte sich aber um zweimal 14 Tage und zudem lief er dort auch fort.) In die „Wildi“, müsse er zugeben, dürfe er keinen Alkohol trinken; damals, als diese Geschichten passierten, sei er auch wild gewesen. Ihn nach Ellikon (Trinkerheilstätte) zu tun, wäre ein Hohn auf die Gerechtigkeit. Das Saufen sei nicht schuld an der Sache, sondern die Schlechtigkeit der Leute. Lieber aufhängen als sich bevormunden lassen. Die Frau werde da hetzen und der Herr Z. von der Seidenfabrik. Das Bevormunden treibe er bis vors Bundesgericht. 10 000 Franken habe ihm die Frau gestohlen im Laufe der Jahre. Wöchentlich habe er ihr 20 Franken gegeben, habe Butter und Kartoffeln selbst gekauft und Gemüse habe er selbst gepflanzt und trotzdem habe er nichts zu essen davon bekommen. Jetzt lebe die Frau von dem gestohlenen Gelde.

Am 16. III. 1917 wurde J. unter Beiratschaft gestellt. Nach Ansicht der Behörden waren die Voraussetzungen für eine völlige Entmündigung nicht genügend. Gegen diesen Beschluß rekurrierte J., um zugleich auch die Entlassung aus der Anstalt zu beantragen. Obwohl er über seine Internierung beständig schimpfte, hatte man den Eindruck, daß er im Grunde gar nicht ungern da war. Er arbeitete immer fleißig; ohne äußere Veranlassung konnte er aber bei der Arbeit plötzlich zu schimpfen anfangen: er lasse sich vom Wärter nichts sagen, er wisse besser, wie man das oder jenes in die Hand nehme usw.

Am 6. VII. 1917 wurde er, mit Erlaubnis der Justizdirektion, ungebessert entlassen, ohne daß sich seine Einsichtslosigkeit geändert hätte. Als ihm zum Abschied der Rat gegeben wurde, in einen Abstinenzverein einzutreten, wurde er grob; wenn er schwere Arbeit verrichten solle, so müsse er eben etwas zu trinken haben.

Katamnese: Nach einem Bericht des Beirats vom 6. IV. 1918 wohnte J. längere Zeit bei seiner Familie, ohne daß sich seine schlechte Einstellung gegen diese geändert habe; gelegentlich sei es zu Auftritten gekommen. Er sei darauf weggezogen, habe sich mit seinem ersten Arbeitgeber überworfen, sei jetzt schon längere Zeit in einer Stellung, in der es anscheinend gut gehe. Bei seinem letzten Besuche habe er sich beharrlich geweigert, irgendwelche Details über seine Stellung anzugeben. Übermäßigen Alkoholgenuß habe er sich nicht mehr zuschulden kommen lassen. Vor einiger Zeit habe er Scheidungsklage kurz vor dem Ende März erfolgten Tode seiner Frau eingereicht. Wie wir am 30. VII. 1918 von seinem Vetter erfuhren, wohnte er bis Mitte Mai bei diesem, arbeitete zuerst in einer Seidenfabrik, dann in einer Kunstdüngerfabrik als Heizer. Er war regelmäßig bei der Arbeit, bis er wegen Rheumatismen in poliklinische Behandlung kam. Er ging immer seiner Wege, hatte nie viel zu sagen. Am liebsten blieb er für sich allein. Über seine Situation und seine Zukunft redete er nur selten, höchstens, daß er sich beklagte, daß er durch das Verhalten von Frau und Tochter habe leiden müssen, von ihnen nur Undank geerntet habe. Der Tod seiner Frau machte ihm keinen großen Eindruck. Seinem Vetter sagte er nur, hätte sie ihm gefolgt, so wäre sie nicht so ins Elend hineingekommen; sie sei selber schuld daran. Ref. erklärte, mit ihm zufrieden gewesen zu sein. Nach der Arbeit habe er oft noch Holz gespalten, sei abends selten ausgegangen, meist zu Hause geblieben, habe gerne gejaßt. Alkohol habe er natürlich schon getrunken, aber immer nur wenig; sei nie angetrunken gewesen. Milch habe er noch lieber gehabt, habe sogar mit dem Milchhändler Streit bekommen, weil dieser nicht das von ihm gewünschte Quantum Milch liefern wollte.

Resumé: Fuhrhalter, geb. 1862. Über erbliche Belastung nichts bekannt. Arbeitsreiche Jugend. War fleißig, strebsam; brachte es zu eigenem Geschäft und Ersparnissen, war aber von jeher ein recht-haberischer, launischer, eigentümlicher Mensch, in sich gekehrt, wurde deshalb von andern gemieden. Nach 10 Jahren verkaufte er das Geschäft mit der Angabe, die Arbeit nicht mehr zu ertragen; seither ging es mit ihm bergab, keine Arbeitslust mehr, ständig zunehmende Trunksucht, unzuverlässig, streitsüchtig, verdächtigte seine Frau, sehr reizbar. Wurde schließlich gefährlich und tötlich, machte große Skandale, mußte am 17. IX. 1916 ins Burghölzli eingeliefert werden, nachdem er seine Frau und Tochter mit dem Gewehr bedroht hatte. Seine Stimmung in der Anstalt zufrieden, leicht gehoben, absolut uneinsichtig. Verhielt

sich ruhig, anständig und arbeitsam, kümmerte sich um seine Umgebung gar nicht, war aber leicht reizbar. Beschuldigte seine Frau heftig; wollte nichts von ihr wissen. März 1917 unter Beiratschaft gestellt, 6. VII. 1917 mit Erlaubnis der Justizdirektion ungebessert entlassen. Einsichtslosigkeit und Diskussionsunfähigkeit unverändert. Einstellung zu seiner Familie immer gleich schlecht. Lebte zuerst bei seiner Frau obwohl sie erklärt hatte, ihn zu Hause nicht mehr haben zu wollen. Da es wieder zu heftigen Auftritten kam, ging er weg; arbeitete seither als Heizer in verschiedenen Fabriken. Gab keinen Anlaß zu Klagen mehr; fleißig, aber auffallend verschlossen gegen seine Umgebung. Mäßiger Alkoholgenuß.

Fall 4. E. W., Lehrer, Burghölzli Nr. 10 377.

Heredität: Vater war ein temperamentvoller Politiker, dabei jähzornig und brutal, ein Erzgrobian, der seine Kinder schlecht behandelte, im Verkehr ein unangenehmer, stets „galliger“ Mensch. Mutter gesund. Außer einer Schwester waren alle Geschwister gescheiterte Existenzen, grob, brutal, jähzornig. Ein Bruder des Vaters zeigte eine ähnliche Charakterveranlagung.

Vorgeschichte: Über die Kindheit war wenig in Erfahrung zu bringen. Er war immer ein intelligenter Junge, der leicht lernte, soll aber der politischen Stellung seines Vaters zuliebe vorgezogen worden sein; man sei ihm gegenüber immer zu nachsichtig gewesen. Schon als Seminarist soll er mit dem Trinken angefangen und ein ausschweifendes Leben geführt haben. Er galt damals aber allgemein als ein froher, lebenslustiger junger Mann, der nur manchmal über die Stränge schlug. Schon wenige Jahre nach der im Jahre 1880 erfolgten Heirat kam er mehr ins Trinken hinein. 1888 mußte er die Verwaltung von einigen Häusern abgeben, da er anvertraute Gelder in Alcoholica umgesetzt hatte. Von jeher hatte er seine Frau schlecht behandelt und ihr nur das Nötigste gestattet. Sie mußte selbst dem Verdienst nachgehen, weil er für seine Trinkexzesse zuviel Geld brauchte. Im 8. Jahre der Ehe wurde die Frau unterleibskrank; wahrscheinlich war sie von ihrem Manne venerisch infiziert. Der konsultierte Arzt wollte damals in dieser Angelegenheit mit ihm sprechen, was er aber ablehnte. Mit seiner Trunksucht wurde es immer ärger; Alkohol nahm er in großen Quantitäten zu sich. Frühmorgens begann er das Tagewerk mit einem Teller Suppe, in die er Absynth goß. In den Pausen pflegte er regelmäßig zu trinken und ließ sich das Getränk vom Abwart und Schülern herbeischaffen. Bis tief in die Nacht hinein saß er in den Wirtschaften herum, gab den Kellnerinnen unsinnig hohe Trinkgelder. Bei der Bezahlung der Zeche übergab er ihnen einfach sein Portemonnaie und ließ den Betrag herausnehmen. Er bezahlte sie oft doppelt und dreifach. Seine Frau erhielt am andern Tage oft Geld zurück, das er in der Nacht zuviel bezahlt hatte. Mit jeder Kellnerin ließ er sich ein, die ihm „flattierte“, nahm diese in Gegenwart seiner Frau und anderer Kollegen auf den Schoß, poussierte sie auf das widerwärtigste. Hatte verschiedene Verhältnisse mit früheren Schülerinnen, mit denen er seiner Frau gegenüber noch prahlte.

Schon seit vielen Jahren fiel bei ihm auf, daß er einen „stieren Blick“ hatte. Es war schon lange nicht mehr möglich, mit ihm ein richtiges Gespräch zu führen. Er konnte plötzlich abbrechen, um auf etwas ganz anderes zu sprechen zu kommen. Mit der Zeit kam er auch körperlich herunter: er litt an periodischen Kopfschmerzen, Gesichtsnervalgien, hat sich nach und nach auch einen Herzfehler angetrunken. Die Ehe blieb glücklicherweise kinderlos. Seine Potenz war von jeher sehr schwach; seit 15 Jahren hatte der eheliche Verkehr gänzlich aufgehört. Unter seiner Bruta-

lität hatte seine Frau furchtbar zu leiden. In den 90er Jahren gab er ihr einmal eine solche Ohrfeige, daß sie wegen eines Trommelfellrisses einen Arzt aufsuchen mußte. Er wurde immer reizbarer, bedrohte seine Frau wegen jeder Kleinigkeit, verdächtigte sie mit den unsinnigsten Eifersuchtsideen. Er warf ihr vor, sie habe es mit dem Hausbesitzer und anderen Leuten, ging ihr auf Schritt und Tritt nach, kontrollierte sogar mit der Uhr in der Hand die Dauer ihres Abortbesuches. Nicht einmal mit anderen Frauen durfte sie sich unterhalten, weil er glaubte, man schimpfe über ihn. Er zog immer größere Kreise in seine Verdächtigungen. Wenn er nachts nach Hause kam, konnte er großen Skandal machen, die Nachtruhe der ganzen Umgebung stören. Wiederholt griff er auch seine Frau an, drohte, sie zu erwürgen.

Merkwürdigerweise soll er bei seinen Schülern, trotz seiner manchmal brutalen Strenge, beliebt gewesen sein. Sein Unterricht war angeblich bis in die letzten Jahre hinein exakt und klar. Mit großem pädagogischem Geschick verstand er es, das Interesse der Schüler zu wecken. Im Laufe der Jahre aber litt der Unterricht immer mehr darunter, daß er den Schulbesuch infolge seiner Trinkexzesse tageweise aussetzen mußte. In den Akten der Schulbehörde finden wir aus dem Jahre 1904 zum erstenmal eine Klage über die unregelmäßige Schulführung und über die rohen Ausdrücke, die er sich seinen Schülern gegenüber zuschulden kommen ließ. Wegen seines Krankheitszustandes wurde damals eine längere Beurlaubung veranlaßt, die Kosten des Vikariats aber dem W. auferlegt, weil in dem Zeugnis des Stadtarztes konstatiert wurde, daß der ganze Krankheitszustand auf die schwere Trunksucht des W. zurückzuführen sei. Damals schon wurde ihm die Entlassung angedroht, besonders da Vikariate wegen Krankheit des W. in den letzten Jahren wiederholt nötig gewesen waren. Die Fortführung der Lehrtätigkeit wurde ihm probeweise gestattet auf eine schriftliche Erklärung, daß er bereit sei, „der ihm vom Erziehungsrat überbundenen Verpflichtung, dem Alkohol gänzlich zu entsagen“, nachzukommen. Trotzdem das Verhalten des W. sich in den folgenden Jahren nicht im geringsten besserte, wurde er von den Schulbehörden mit merkwürdiger Nachsicht behandelt. In den Akten steht erst 1908 wieder eine Beschwerde über W., daß er im vergangenen Jahre fast jede Woche einen Tag von seiner Klasse wegblich. Er leide an hochgradiger Nervosität, Rheumatismus und Nierenkrankung, was auf den Alkohol zurückzuführen sei. Seine wiederholten Versprechungen, abstinenter zu werden, habe er nie gehalten. Erst im September 1908 reichte W. endlich ein Rücktrittsgesuch ein, das ihm auf den 31. X. 1908 mit einem Ruhegehalt bewilligt wurde, und zugleich wurde in anerkennender Weise seiner früheren Lehrtätigkeit gedacht. Nach der Aufgabe seines Berufes wurde es mit W. ganz schlimm: er saß Abend für Abend im Wirtshaus, suchte, da er sich in besseren Lokalen anscheinend nicht mehr wohl fühlte, immer üblere „Pinten“ auf. Kam jede Nacht schwer betrunken nach Hause, d. h. er wurde in diesem Zustand einfach an die Haustüre gestellt. War er nicht völlig besinnungslos bezechet, so konnte er gräßlichen Skandal machen, seine Frau aufs gemeinste beschimpfen. Oft war er auch mittags schon betrunken. Zum Arbeiten war er überhaupt nicht mehr zu bringen. Die Skandale, Bedrohungen und Tätlichkeiten häuften sich dermaßen, daß ihm die Wohnung gekündigt wurde und 6 Hausbewohner gemeinsam beim Statthalteramt über sein unerträglich gewordenes Gebaren Klage führten. In der Beschwerdeschrift wurde betont, daß seine Frau durch sein jahrelanges gemeinsames Verhalten gesundheitlich in einem bedauernswürdigen Zustand sei, daß er auch die Angestellten des Hauseigentümers tätlich angegriffen und geprügelt habe. Die Beschwerdeführer beantragten, daß durch die Internierung des geisteskranken Mannes in einem Irrenhause den traurigen Zuständen ein Ende gemacht werde. Auf die darauf angeordnete ärztliche Untersuchung hin wurde W. endlich am 8. VII. 1909 in das Burghölzli eingewiesen.

Aufenthalt im Burghölzli: Der einweisende Arzt bezeugte, daß W. das typische Bild alkoholischer Verlotterung, alle Zeichen chronischer Alkoholvergiftung bot. Der Gesichtsausdruck sei steif, fast maskenartig, so daß Verdacht auf „Paralysis alcoholica“ bestehe. Er habe Wahnideen auf alle Welt. Für alles, was er getan, habe er die bekannten Ausreden der Trinker zur Hand: er sei der Unschuldige, von allen Gehetzt und Verfolgte. Wären die andern, vor allem die Frau, besser, so wäre es nie so weit mit ihm gekommen.

Bei der Aufnahme war er höflich, etwas lang und wenig einsichtig in seinen Auseinandersetzungen, klebte an Unwichtigem, hauptsächlich was er alles der Frau vorzuwerfen habe. Gab zu, 4—5 Glas Bier und 2 Glas Wein am Tage getrunken zu haben. Erklärte, seine Neuralgie sei auf der Grundlage einer Influenza entstanden. Er zeigte eine ikterische Verfärbung der Skleren, die Nervenstämme waren druckempfindlich, Sensibilitätsstörung war nicht festzustellen, die Sehnenreflexe waren gesteigert, die Pupillen reagierten rasch, aber wenig ausgiebig. Bei der Untersuchung war er innerlich stark erregt, äußerlich ruhig, begründete in unsinniger Weise die schlechte Auffassung einer einfachen Fabel, lehnte es entschieden ab, sie wiederzuerzählen: diese Geschichte sei konfus, passe nicht für die Schule, ob für eine psychiatrische Untersuchung, sei ihm egal, das sei eine Erzählung, die die Leute verrückt mache. Renommierete, daß er an einer Schweizer Chronik arbeite, viel in Zeitungen schreibe, daß er den Auftrag habe, eine Geschichte des Sonderbundes zu verfassen. Er spricht salbungsvoll langsam und eindringlich, in wichtigtuendem Schulmeister-ton, sagt viele Allgemeinheiten. Er bestreitet, jeden Abend im Wirtshaus gewesen zu sein; er habe viel zu viel Zeit zur Korrektur der Schulhefte verwenden müssen. Dies sei ihm von allen Visitatoren bestätigt worden. Er habe sich unendlich viel Mühe mit den Sprachfächern gegeben. Mit Wohlgefallen spricht er von seiner politischen Tätigkeit als Liberaler, in der er sich um die Partei sehr verdient gemacht habe; selbst Zeitungen würden ihm gratis zugestellt, die er zeitweise mit Korrespondenzen versehe. Daß er sich während der Schulpausen durch Kinder habe Getränke holen lassen, leugnet er ab. Ebenso auch die Angaben über sein Verhalten in den Wirtschaften, daß er den Kellnerinnen vielfach nicht bezahlt habe und betrunken heimgekommen sei. Er wisse schon, daß diese Verleumdungen von seinem Hausmeister kämen, der eben einen miserablen Charakter habe, und der ihn nur hineinleimen wolle. Seine ganze alkoholische Vergangenheit leugnet er konsequent ab. Im gleichen Tone erklärt er, daß man ihm über sein Eheleben keine Vorwürfe machen könne. Von seiner Frau spricht er meistens nur: „meine Frau, die ich herzlich liebe,“ oder „meine herzlich geliebte Frau“ usw. usw. Er will ihr in ihrer ganzen Ehe nur eine einzige Ohrfeige gegeben haben, was er aber jetzt schwer bereue.

Unsere weiteren Erhebungen ergaben unzweifelhaft, daß W. einfach lügt, daß er schon 1890 oder 1891 ein mehrtägliches Delirium tremens durchgemacht hat (über das wir allerdings keine detaillierten Angaben erhalten konnten), daß sein Verhalten eher schlimmer war, als wir es bisher geschildert haben. Auf der Abteilung schimpfte W. viel, protestierte, daß er über alles so ausgefragt werde, er sei hier nicht vor einem Gericht, er sei zur Behandlung hier, er sei in einer Heilanstalt und nicht in einem Korrekthaus. Verhielt sich meist ablehnend. Bei den Besuchen seiner Frau wollte er den Lieben spielen, schimpfte bei ihr über die Ärzte, versuchte sie zu überreden, daß sie ihn wieder nach Hause nehme, da er gar nicht wisse, warum er eigentlich hier sei. Er sei so wenig geistesgestört wie sie. Die Frau weigerte sich rundweg, ihn wieder aus der Anstalt zu nehmen, „es sei denn, er wäre geheilt und nicht mehr Alkoholiker“. Sie beruft sich dabei auf die öffentlichen Vorträge von Professor Bleuler. Daß ein Alkoholiker unzurechnungsfähig sei, das habe sie in ihrer 29jährigen Ehe erfahren, Unzurechnungsfähige gehörten

aber ins Irrenhaus. „Er hat mir die ganze Ehe durch seine Trunksucht verdorben, jetzt ist meine Geduld zu Ende.“ „Wenn er jetzt auch alles Gute verspricht, so ist das nur ein momentaner Vorsatz, der schon oft gefaßt wurde, niemals aber Dauer hatte. Ich versichere Sie, daß ich nicht, wie so viele andere, Sie belästigen werde mit Gesuchen um Entlassung auf Probe usw.“ 1910 dachte sie vorübergehend daran, ihn doch herauszunehmen, besann sich aber bald wieder anders; erklärte, vorläufig überhaupt auf jeden Versuch verzichten zu wollen und blieb dabei. Mit der Zeit gewöhnte er sich ein korrekteres Benehmen den Ärzten gegenüber an; man konnte ganz gut mit ihm über seine Arbeiten oder über allgemeine Dinge sprechen. Der Rapport blieb aber immer oberflächlich; über Persönliches wußte er geschickt abzulenken. Sein Abteilungsarzt drückt sich treffend aus: „Man hat auch nie einen rechten Anlaß mit ihm zu reden, wenn man ihn nicht direkt brüskieren will.“ Er war in keiner Weise aufdringlich; es fiel eher auf, daß Pat. so wenig zu sagen hatte, auch nie Wünsche äußerte. Verkehr mit anderen hatte er nicht, nahm auch fast nie an Spielen teil, war nie zur Teilnahme an Vergnügen der Anstalt, Weihnachtsfest u. dgl., zu bewegen; machte höchstens immer mit den nämlichen zwei Patienten ein Brettspiel. Er arbeitete für sich an einer Zürcher Chronik, las wissenschaftliche Bücher aus der Bibliothek, studierte das geographische Lexikon der Schweiz. Mit der Zeit wurde er freundlicher. Er gab einem kleinen, moralisch defekten Patienten ausgezeichneten Unterricht. Entwickelte dabei viel Geduld und pädagogisches Geschick. Trotzdem war es immer gleich unmöglich, mit ihm in näheren Rapport zu kommen. Es stellte sich auch heraus, daß er sehr empfindlich war, mit seinen Mitpatienten gerne Streit anfang. Auf unser Gutachten hin wurde er im August 1909 bevormundet. Nach 3jährigem Aufenthalt wurde er, mit Zustimmung des Waisenamts, aus der Anstalt entlassen, nachdem er eine passende Stelle bei einer Annoncenfirma gefunden hatte.

Am 22. XII. 1914 starb W. an Kehlkopfkrebs. Nach Angabe der Frau hatte er sich bis zuletzt gut gehalten.

Resumé: Lehrer, geb. 1856. Vater jähzorniger, brutaler Charakter, temperamentvoller Politiker. Geschwister alles gescheiterte Existenzen mit einer Ausnahme. Als Kind intelligent, verzogen. Schon als Seminarist fing er zu trinken an; führte ein ausschweifendes Leben. 1880 Verheiratung, trank immer mehr, hatte Verhältnisse mit früheren Schülerinnen, brutal gegen seine Frau, Eifersuchtsszenen. Als Lehrer geschätzt wegen seines pädagogischen Talents; nach und nach aber immer unregelmäßigere Schulführung. Die lange Zeit nachsichtig gewesene Behörde mußte ihn schließlich entlassen. Nach Aufgabe des Berufs Verschlimmerung seiner Trunksucht, verkehrte in üblen Lokalen, ständig betrunken, Skandale, Tätlichkeiten. 9. VII. 1909 ins Burghölzli überwiesen. Bei der Aufnahme typisches Bild eines verkommenen Trinkers, schiebt alle Schuld auf andere, leugnet die Trunksucht, weiß genaueren Fragen geschickt auszuweichen, prahlt mit seiner politischen Tätigkeit. In der Anstalt auffallend zurückgezogen; hatte keinen Rapport mit anderen Patienten und Ärzten, war empfindlich und streitsüchtig. 1909 Bevormundung.

Nach dreijährigem Aufenthalt in der Anstalt entlassen. Stellung bei einer Annoncenfirma. Seine Frau wollte nichts mehr von ihm wissen. Nach ihrer Aussage hat er sich gut gehalten bis zu seinem Tode 1914.

Was unsere Fälle bemerkenswert macht, ist der Umstand, daß ihre Affektivität sich von der des gewöhnlichen Trinkers so weit unterscheidet, daß sie manchmal geradezu das Gegenteil dessen bietet, was wir sonst zu sehen gewohnt sind. Eigentlich scharf tritt dieser Unterschied aber erst dann hervor, wenn im Laufe der Internierung die unmittelbare Alkoholwirkung abgeklungen ist.

Je mehr die alkoholischen Züge zurückgehen, um so deutlicher weist das psychische Gesamtbild darauf hin, daß hier nicht Alkoholismus allein alles erklären kann, daß vielmehr seine Folgen irgendwie mit irgendwelchen andern pathologischen Erscheinungen verknüpft sein müssen.

Während unsere Kranken oft bei der Aufnahme fast denselben Eindruck machen wie andere Alkoholiker, so dauert es gar nicht lange, bis der Unterschied bemerkbar wird. Vor allem bleibt das bei jenen gewöhnlich von der zweiten Woche an auftretende Stadium der „heiligen Versprechen“ (Bleuler) aus, ein Stadium, in dem die Patienten in tiefer Zerknirschung mit reumütigen Beteuerungen und großem Pathos ihre Gewissensbisse demonstrieren, die Ärzte und vor allem auch ihre Angehörigen unaufhörlich von der inneren Wandlung zu überzeugen versuchen und dieselben beschwören, sie doch noch einmal auf die Probe zu stellen, damit sie beweisen könnten, wie sie gegen alle an sie herantretenden Versuchungen gefeit wären. Und ebensowenig ist das folgende, relativ kurz dauernde, von Bleuler das der „Gereiztheit und der Drohungen“ genannte Stadium zu konstatieren, welches „die nützliche Einsicht anzeigt, daß die Versprechungen vergeblich seien“. Im Gegensatz zu Graeter, der ihn sogar bei ausgesprochen hebephrenen und paranoiden Alkoholikern sah, fehlt bei unseren Fällen der typische Trinkerhumor gänzlich. Ebensowenig haben sie das joviale Wesen an sich, mit dem Trinker sich sonst an ihre Mitpatienten und das Personal heranmachen, um mit echter Stammtisch-Bonhomie sich einen möglichst großen Zuhörererkreis zu schaffen, dem sie von ihren früheren Erlebnissen und Heldentaten vorprahlen können. Und ebensowenig konnten wir bei ihnen die bekannte einschmeichelnde, kindlich-freche Zutraulichkeit feststellen. Sie zeigen vielmehr eine merkwürdige Indifferenz ihrer Situation gegenüber; daß sie ihre eigene Existenz und die ihrer Familie zugrunde gerichtet haben, daß sie in eine Irrenanstalt eingesperrt werden mußten, das scheint auf sie nicht nur im Anfang der Internierung, sondern dauernd nicht den geringsten Eindruck zu machen. Was aus ihrer Familie wird, ob Frau und Kinder hungern müssen, ob sie gar völlig zugrunde gehen, das ist ihnen völlig gleichgültig.

Charakteristisch ist ihr Verhalten dem Arzt gegenüber: diesem

ihm aus dem Wege. Am liebsten ist es ihnen, wenn der Arzt bei der Visite flüchtig bei ihnen vorbeigeht; einen kurzen Gruß können sie höflich, ja sogar freundlich erwidern. Sichtlich unangenehm berührt sind sie aber, wenn er sich in eine längere Unterhaltung mit ihnen einlassen will. Um ihre Mißstimmung über die unerwünschte Störung zu verbergen, fangen sie an, über Kleinigkeiten zu schimpfen, reden sich dabei in eine steigende Gereiztheit hinein, beginnen über ihre Entlassung zu querulieren. Am liebsten sitzen sie in ihrer freien Zeit in einer Ecke für sich allein; während die anderen Patienten zusammenhocken und sich Witze erzählen oder politisieren, lesen sie ihre Zeitung, unbekümmert um die Vorgänge in ihrer nächsten Umgebung. Es ist, als ob sie sich hinter eine unsichtbare Mauer zurückgezogen hätten. Die anderen Patienten wissen das, kennen sie als Herren, mit denen nicht gut Kirschen essen ist, die man möglichst in Ruhe läßt, um nicht angeknurrt zu werden, und machen am liebsten einen großen Bogen um sie herum. Höchstens lassen sie sich, wohl in der Reminiszenz an ihre frühere Haupttätigkeit, mit ähnlich veranlagten Patienten zu einem Kartenspiel herbei.

Wir sehen hier also eine auffallende Verflachung des Gemütslebens, die bei relativ erhaltenen intellektuellen Fähigkeiten bis zu einer schweren affektiven Verblödung gehen kann. Durch sie ist auch die Indifferenz gegenüber ihrer eigenen Situation und den Folgen, die aus ihrem Verhalten für die Familie entstehen, erklärlich. Diese Torpidität bedingt auch ihre asoziale Einstellung gegen ihre Umgebung, ihre Unfähigkeit, sich anderen anzupassen, ihre Interesselosigkeit und die Herabsetzung ihrer Aktivität. Daß bei diesem Verhalten die Labilität, und zwar besonders das für Alkoholiker sonst so charakteristische starke Schwanken in der Gefühlslage fehlt, ist selbstverständlich. Während sonst der Trinker „über seine arme Frau und Kinder weinen kann, um sich dann wieder über die Hurerei der Frau zu entrüsten und doch bittet, man möchte ihn bald wieder zu den lieben Seinen zurücklassen, mit schönsten Worten hoch und heilig dauernde Besserung verspricht und sich allen Strafen unterziehen will, wenn er nur noch ein einziges Glas zu sich nehme“ — kann unsere Patienten nichts aus dem Gleichgewicht bringen. Unbekümmert und stumpf leben sie auch in der Anstalt sorglos dahin, drängen nicht ernstlich fort. Nur gegen Störungen ihrer Bequemlichkeit legen sie eine übergroße Empfindlichkeit an den Tag; dann allerdings können manche in eine böse Gereiztheit hineinkommen. Um eigentliche Zornausbrüche hervorzurufen, braucht es dann nicht viel. Bei manchen traten sie auch auf, wenn sie in Kleinigkeiten ihren Willen nicht durchsetzen konnten. Wir sehen hier eine schwere Inkongruenz der Affekte, eine völlig inadäquate Reaktion auf innere und äußere Geschehnisse.

Internierung, Zukunft, Familienruin vermögen nicht, sie aus ihrer Stumpfheit zu wecken; anscheinend nebensächliche Dinge können dafür wüste Szenen und tagelange Übellaunigkeit hervorrufen. Allerdings scheinen solchen, durch Kleinigkeiten hervorgerufenen Aufregungen doch oft von innen heraus kommende Verstimmungen zugrunde zu liegen, wie dies bei unseren Fällen manchmal zu beobachten war, wenn sie tagelang „den Kopf machten“, Türen zuschlugen, beim Essen mürrisch, ohne ein Wort zu sagen, vor sich hin brüteten und während dieser Zeit nur zu Schimpfparoxysmen, aber zu keiner vernünftigen Antwort zu bewegen waren, ohne daß irgendwelche äußere Ursachen festgestellt werden konnten.

Als weiteren Unterschied sehen wir das Fehlen der feineren Modulationsfähigkeit, der gemütlichen Ansprechbarkeit, womit wohl das Fehlen der Suggestibilität zusammenhängt.

Wie auch Graeter bei seinen Fällen konstatierte, lassen die Schimpfereien völlig kalt, weil sie etwas viel zu Theatralisches, Gemachtes an sich haben. Man kommt auch nie in den Fall, daß es einem wie bei gewöhnlichen Alkoholikern, schwer wird, ihren treuherzigen Beteuerungen nicht zu unterliegen, weil man eben einfach nicht in einen affektiven Rapport mit ihnen zu kommen vermag. So fällt es auch den Wärtern sehr bald auf, daß sie es hier nicht mit einem gewöhnlichen Trinker zu tun haben.

Zu erwähnen ist noch, daß innerhalb der Grenzen unserer Gruppe Halluzinationen irgendwelcher Art nicht vorkommen und ebensowenig ausgesprochene fixierte Wahnideen. Der meist in der schlimmsten Zeit auftretende Eifersuchtswahn muß als alkoholische Zutat angesehen werden. Ab und zu hört man von unseren Patienten auch, daß andere Leute ihnen zuleide leben, gegen sie aufgehetzt worden seien. Alle diese Ideen wurden aber immer nur sehr vage vorgebracht, und es fehlte ihnen jegliches System.

Was die Intelligenz betrifft, so ist auch hier eine Alteration festzustellen. Alle unsere Fälle müssen früher eine gute Intelligenz besessen haben, sonst wären sie nicht imstande gewesen, sich aus nichts zu einer selbständigen, angesehenen Stellung emporzuarbeiten. Die erworbenen Kenntnisse waren bei allen relativ gut erhalten. Was aber weit über die bei schweren Alkoholikern gewöhnliche Intelligenzstörung hinaus geht, ist die bleibende, fast absolute Einsichtslosigkeit und Diskussionsunfähigkeit, sowie die ganz unklaren und verschwommenen Vorstellungen über Geschäftslage und Zukunft. Sie sind nicht mehr imstande, den Grund ihres Fiaskos einzusehen. Will man sich mit ihnen über diese Frage einlassen, so gehen sie mit törichten Gemeinplätzen darüber hinweg; erklären, von solchen alten abgetanen Geschichten nichts mehr wissen zu wollen. Die Schuld wird auf alle

möglichen äußeren Umstände, auf den Krieg, hauptsächlich aber auf die Frau, geschoben. Meint doch H. St., obwohl er jetzt so weit gebessert ist, daß er sich draußen wieder zu halten vermag, immer noch, er sei nur dadurch ins Trinken hineingekommen, daß die Frau es verstanden habe, ihn auf raffinierte Art zu reizen, und er glaubt, sie könne wieder zu ihm ziehen, da sie sich sicherlich geändert und aus dem Unglück eine Lehre gezogen haben müsse usw.

In ihrer Diskussionsunfähigkeit weigern sich die Kranken unserer Gruppe, auf Tatsachen einzugehen. Aus dem Metzgermeister waren z. B. keine Angaben über seine Schulden herauszubringen. Wenn man ihm Gelegenheit geben wollte, sich wegen seiner schlechten Geschäftsführung zu rechtfertigen, wollte er nicht einmal Namen von Leuten angeben, die für ihn zeugen könnten, obwohl er sich dadurch doch nur schadete. Unangenehme Dinge, wie Delirien usw. werden rundweg abgeleugnet.

Eine Illustration zu der Unklarheit und Verschwommenheit seiner Begriffe ist die Art, wie H. W. sich die Tilgung seiner Schulden und die Entwirrung seiner verfahrenen Geschäftslage vorstellt: „Man kann bezahlen“, „das Gericht besorgt schon alles für mich“, ohne daß er die geringste Ahnung hat, auf welche Weise bezahlt werden soll, wieso das Gericht zu seinen Gunsten entscheiden wird. Bezeichnend ist auch sein 17 Seiten langes Schreiben an den Gemeinderat, in dem er gegen seine Verbeiständung protestierte: Der eigentliche Protest umfaßte kaum eine Seite und enthielt keinerlei Begründung. Ebenso wenig hielt er es für nötig, Beweise für seine Behauptungen zu bringen. Was er sonst schrieb, hatte mit dem Zweck des Briefes nichts zu tun. Er war nicht imstande, auf den Kern der Sache einzugehen.

Dies alles geht aber doch erheblich über das hinaus, was wir sonst zu sehen gewohnt sind. Das vermag der gewöhnliche Alkoholismus denn doch nicht, daß er eine ursprünglich gut gewesene Intelligenz in so hohem Maße stört. Wenn der Trinker schon zu einem erheblichen Grade von Intelligenzdefekt gekommen ist, so bleibt ihm immerhin eine gewisse rabulistische Diskussionsfähigkeit, mit der er seine Umgebung immer wieder täuscht. Hier muß eine viel stärkere Erkrankung der Hirnfunktion stattgefunden haben, und es ist naheliegend, an etwas Schizophrenes zu denken.

Dabei fällt besonders auf, daß diese Symptome anders als bei gewöhnlichen Alkoholikern trotz langdauernder Abstinenz eher noch zuzunehmen. Bei der oben geschilderten großen Stumpfheit wird es allerdings schwer sein, zu entscheiden, wieviel dabei durch die affektive und wieviel durch die intellektuelle Störung bedingt worden ist.

Eine Zusammenstellung der Ausreden, die unsere Patienten für ihre Laster vorzubringen wußten, brachte nichts besonders Neues.

Bei H. W. hören wir, „wenn die Frau nicht so händelsüchtig gewesen wäre“, wäre er nicht dazu gekommen; früher habe er doch als ein Musterjüngling gegolten; wenn er es nicht gewesen wäre, hätte er sich nicht so viel sparen können. Er trank nur viel, „wenn er Verdruß hatte“. Daß er aufgelesen werden mußte, daß man ihn in die Anstalt bringen mußte, daran „sind andere Verhältnisse schuld gewesen“.

Bei G. J. kam das Trinken auf die Arbeit an, und ob man regelmäßig essen könne. Er hat zu streng arbeiten müssen. Wenn man ihm hier in der Anstalt eine Stelle als Wärter gäbe, brauche er nicht mehr zu trinken. Er habe überhaupt noch nie übermäßig außer etwa in den Ärger hineingetrunk. Jeder Mensch habe seine Fehler. Obstbäume und Weinberge seien von Anfang an dagewesen und wohl nicht zum Anschauen oder daß man den Wein fortschütte. Der Noah habe auch getrunken. Als er zu Unrecht aus der Wohnung hinaus mußte, habe er sich in Zürich einen Rausch geholt. Die Weiber seien schuld, wenn die Männer saufen. Nach einer Vorladung vor den Gerichtspräsidenten habe er in die „Wildi“ hinein Alkohol zu sich genommen, das könne er nicht vertragen.

H. St. gibt an: Schnaps trinke er sonst gar keinen, ausgenommen, wenn er sich erkältet habe; es habe 14 Tage geben können, in denen er gewiß keinen getrunken habe. Wein trank er nur, wenn er ausgefaßt wurde oder wenn jemand ihm ein Glas bezahlte. Zuviel hat er nur aus „Ärger und Verdruß“ getrunken; von selbst ist er nie dazu gekommen. Nur wenn die Frau es verstanden hatte, ihn auf die raffinierteste Art zu reizen. Sein Ausschlag (*Acne rosacea*) komme nicht vom Alkohol, den habe er als Knabe schon gehabt. Es hätte Tage gegeben, in denen er nicht einmal einen halben Liter Most trank. Wenn man nicht mittrinke, werde man von den anderen ausgelacht.

E. W. leugnet jeden Alkoholabusus einfach ab.

Die Ausreden unterscheiden sich also dem Inhalt nach gar nicht von denen der gewöhnlichen Trinker. Es ist aber doch ein anderer Ton, in dem sie vorgebracht werden. Man hat das Gefühl, daß sie viel gleichgültiger hingeworfen werden; es liegt den Leuten gar nicht so viel daran, zu überzeugen. Man hat nie den Eindruck, daß bei diesen Ausreden „ein dunkles Bewußtsein der wahren Sachlage“ (*Kraepelin*) zugrunde liegt.

Was die Dauer des den Störungen vorausgehenden schweren Alkoholabusus betrifft, so ist sie in unseren Fällen kürzer als bei der gewöhnlichen alkoholischen Demenz, was bekanntlich auch auf *Dementia praecox* hinweisen soll.

H. W. bekam sein Delir nach sieben Jahren schweren Alkoholabusus (20–30 Glas Bier vormittags, Schnaps).

Bei G. J. konnte allerdings niemand genau angeben, ob er „mehr als andere“ getrunken hat. Wir erfuhren nur, daß er gelegentlich einen „Stich“, einen „Dusel“ hatte, in denen er heftig und jähzornig wurde. Positiv wußte man nur, daß er lange in den Wirtschaften herumsaß und daselbst oft einschlief.

A. St. mußte versorgt werden, nachdem er sich drei Jahre vorher „unabhängig gemacht“ hatte und dies mit dem Genuß von großen Quantitäten von Bier, Wein und Schnaps bekräftigen zu müssen glaubte.

Bei E. W. zeigte sich die psychische Abnormität schon sehr früh, in den 30er Jahren, nachdem er schon als Seminarist schwere Alkoholexzesse begangen hatte.

Als besonders charakteristisch fiel uns das Verhalten der Angehörigen, insbesondere der Frauen auf:

Bei H. W. wollte die Frau früher alles daransetzen, um ihn wieder zurecht zu bekommen. Als das Wüten des Mannes aber immer ärger wurde, reichte sie Scheidungsklage ein und wurde in ihrem Entschluß nie mehr wankend, stellte sich affektiv immer schlechter zu ihm ein. 1914 wollte sie ihn vorsichtigerweise nicht sehen, weil sie befürchte, durch seine Versprechungen und Selbstmorddrohungen doch wieder umgestimmt zu werden. Zwei Jahre nach der Entlassung aus der Anstalt erklärte sie, es sei ausgeschlossen, daß sie ihren Mann jemals wieder zu sich nehme, obwohl er sie in den letzten Jahren wiederholt aufgesucht hatte und dazu überreden wollte.

Frau J. meinte, als ihr die bevorstehende Entlassung des Mannes mitgeteilt wurde, bei seinem Hang werde es zu Hause mit ihm nicht gehen.

Die Frau des A. St. erklärte uns 1916, es gehe im Geschäft viel besser, wenn der Mann nicht zu Hause sei; sie wage es nicht, ihn wieder zu sich zu nehmen, aus Angst, daß er Rachegefühle gegen sie hege. In einem Brief vom 21. II. 1917 erklärt sie, Zutrauen und Liebe zum Mann ganz verloren zu haben und sich scheiden lassen zu wollen, und auch am 14. V. 1918 schreibt sie uns, daß sie fest entschlossen sei, vorläufig nicht mehr in näheren Verkehr mit ihm zu treten, bis sie einmal einen gründlichen Beweis habe, daß er sich dem Alkohol entziehen wolle, daß sie sich vorher nicht entschließen könne, mit ihrer Kinderschar wieder zu ihm zu ziehen.

Die Frau des E. W. weigert sich rundweg, den Mann wieder aus der Anstalt zu nehmen, „es sei denn, er wäre geheilt und nicht mehr Alkoholiker“. Daß ein Alkoholiker unzurechnungsfähig sei, das habe sie in ihrer 29jährigen Ehe erfahren, Unzurechnungsfähige gehörten aber ins Irrenhaus, „er hat mir die ganze Ehe durch seine Trunksucht verdorben, jetzt ist meine Geduld zu Ende. Wenn er jetzt auch alles Gute verspricht, so ist das nur ein momentaner Vorsatz, der schon oft gefaßt wurde, niemals aber Dauer hatte. Ich versichere Sie, daß ich nicht wie so viele andere Sie belästigen werde mit Gesuchen um Entlassung, auf Probe usw.“ 1910 dachte sie vorübergehend daran, ihn doch herauszunehmen, besann sich aber bald wieder anders; erklärte, vorläufig überhaupt auf jeden Versuch verzichten zu wollen und blieb dabei.

Dieses Verhalten ist nun doch so auffallend, daß man es unserer Ansicht nach zur Diagnosenstellung mit verwerten kann, natürlich

immer cum grano salis. Wer Alkoholikerfrauen kennt, der weiß zur Genüge, wie diese immer wieder sich betören lassen, wenn sie auch noch so schwer mißhandelt wurden und Gräßliches mit ihrem Mann durchmachen mußten. Wie sie bei der Aufnahme erklären, diesmal fest bleiben zu wollen, und beleidigt sind, wenn man ihnen nicht glaubt; wie sie dann aber nach wenigen Wochen so oft den heiligen Versprechen und Liebesschwüren des Gatten nicht mehr widerstehen können und gerührt auf der Entlassung des „armen Mannes“ bestehen. Der Unterschied gegenüber den Frauen unserer Fälle ist so eklatant, daß er als spezifisch angesehen werden muß. Er ist durch die andersartige Affektivität durchaus erklärlich. Soweit wir die Kinder zu Gesicht bekamen, war ihre Einstellung nicht anders als die ihrer Mutter. Freilich, obwohl die Angehörigen instinktiv fühlen, daß bei den Patienten etwas Besonderes vorliegen muß, so schieben sie alle Schuld doch auf den Alkoholismus. Es war eben bei den zu unserer Gruppe gehörenden Individuen von vornherein die Bildung eines „Rapportes“, wie er sonst zwischen Ehegatten zu bestehen pflegt, ausgeschlossen oder mindestens erschwert.

Was bei unseren Fällen eigentlich überrascht, ist, daß die Prognose trotz der weitgehenden affektiven Verblödung, ihrer Einsichtslosigkeit, ihrer Diskussionsunfähigkeit und der Unklarheit ihrer Vorstellungen keine ganz schlechte ist. In ihre Entlassung wurde ärztlicherseits widerstrebend eingewilligt, ihre Zukunft als sehr zweifelhaft angesehen, und alle haben sich, nach mehr oder weniger langer Anstaltsbehandlung, draußen gehalten, wenn sie sich auch in ihrer ganzen Einstellung nicht besserten, ihre schizophrene Charakterveranlagung sich nicht änderte und ohne daß sie abstinenter geblieben wären. Vielleicht ist dabei das für unsere Gruppe charakteristische Verhalten der Angehörigen ein Glück für die Patienten, während bei Alkoholikern die dauernde Besserung gerade dadurch verhindert wird, daß ihre Frauen sich immer wieder durch sie betören lassen, sie zu früh aus der Anstalt nehmen und sie in ihrem falschen Optimismus bestärken.

Nach der Entlassung aus der Anstalt blieben die Patienten exakte Arbeiter, wie man es häufig auch bei nicht alkoholistischen Schizophrenen trifft. Man kann ihnen auch selbständige Arbeit und eine gewisse Verantwortung überlassen, allerdings nur in abhängiger Stellung.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, warum unsere Patienten ins Trinken hineingekommen sind, so können wir uns nur in Vermutungen ergehen. Das affektive Verhalten stellte dem Versuch, auf die tieferen psychologischen Zusammenhänge einzugehen, leider zu große Hindernisse in den Weg. In ihrer Jugend waren alle außerordentlich strebsam und fleißig, alle haben es aus nichts zu einer ansehnlichen Stellung gebracht, und alle gerieten auf die abschüssige Bahn erst nachdem sie

den Erfolg ihrer Arbeit genossen, einen selbständigen Hausstand und ein eigenes Geschäft gegründet hatten¹⁾. Ob die veränderte Lebenslage Konflikte herbeigeführt hat, die als auslösende Ursache anzusehen sind, vermögen wir nicht zu entscheiden. Da alle ihren Frauen vorwerfen, von ihnen beständig gereizt worden zu sein, sich beklagen, diese hätten im Hause regieren wollen, und man habe ihnen den Meister zeigen müssen, wäre es möglich, daß Insuffizienzgefühle sie in den Alkoholismus getrieben haben. Eine andere Erklärung der Frage, warum unsere Patienten ins Trinken hineingekommen sind, wäre die, daß sie durch die „schizoide“ Veranlagung bedingte Verstimmungen zu betäuben versuchten. Wenn man gesehen hat, wie sehr Patienten mit beginnender Schizophrenie manchmal darunter leiden, daß sie unfähig sind, Freude und Leid gleich tief zu empfinden wie andere, so fragt man sich, ob nicht etwas Ähnliches zugrunde liegen könnte. Es ist doch begreiflich, daß ein solch schizophrene veranlagter Mensch zum Alkohol greift, weil es ihm unter dessen Wirkung noch am ehesten gelingt, aus sich herauszukommen oder sich zu vergessen.

Schwierig ist dann natürlich die Frage zu beantworten, warum nicht mehr Schizoide Alkoholiker sind. Sicherlich spielen hier die Assoziationen eine Rolle, die durch das Milieu, in dem der Betreffende lebt, bedingt werden (Wirte, Studenten). Feiner Veranlagte werden vielleicht die Erlösung aus ihrem Autismus eher in der Beschäftigung mit weltbewegenden Problemen, im Anschluß an eine Sekte oder dgl. suchen.

Ebenso schwer ist zu entscheiden, was das Primäre ist, Alkoholismus oder Schizophrenie, ob die Schizophrenie nicht zum Ausbruch gekommen wäre ohne das Hinzutreten des Alkoholismus. Nach dem eben Gesagten neigen wir eher dazu, die Grundursache in der „schizoiden“ Veranlagung zu suchen, die zu der verderblichen Wechselwirkung geführt hat.

Ich habe aus dem großen Alkoholikermaterial unserer Klinik nur vier Fälle ausgewählt, um an Hand ihrer Krankengeschichten ein möglichst klares Bild dieser besonderen Gruppe herauszuschälen zu können. Es ist selbstverständlich, daß die Grenzen auch dieser Krankheitsform fließend sind, daß noch eine ganze Reihe von Untergruppen und Abarten aufgestellt werden könnten. Ich füge kurz resümierend Beispiele für einige andere Möglichkeiten an:

Als erstes erwähne ich die Krankengeschichte einer schweren gemeingefährlichen Alkoholica, die während ihres vieljährigen Anstaltsaufenthaltes nie imstande war, mit ihren Mitpatientinnen in Rapport zu kommen, die immer gleich einsichtslos und diskussionsunfähig

¹⁾ Es gibt auch solche Fälle, die von Anfang an nichts Besonderes leisteten.

blieb, die aber eine große Anhänglichkeit an einen ihrer Söhne hat und ihm gegenüber gute Affekte äußern kann.

Amalie Str., Seidenweberin, geb. 1867, geschieden.

Vater Trinker, starb an Pneumonie, Mutter soll gesund gewesen sein. Eine Schwester Trinkerin, war in Trinkerheilstätte, seither wieder rückfällig geworden. Über Großeltern und übrige Familie nichts Pathologisches bekannt.

Die häuslichen Verhältnisse waren nicht besonders schlecht. Über Kindheit nichts bekannt. In der Schule soll sie fleißig gewesen sein, arbeitete nachher in Seidenfabrik. Als ledig war sie recht, zeichnete sich dadurch aus, daß sie stiller war als die anderen Schwestern, blieb am liebsten zu Hause in der freien Zeit, las viel Romane. Sie heiratete mit 24 Jahren. Die Ehe war von Anfang an unglücklich. Das erste Kind war vorehelich. Es gab stets Streit zwischen den Eheleuten; er klagte, sie sei zu kalt gegen ihn; sie jammerte, er gehe nebenaus. Mit den Jahren kam Pat. immer mehr ins Trinken hinein, führte die Haushaltung nie richtig, wurde merkwürdig gleichgültig, machte die Betten nicht, reinigte auch die Kleider nicht mehr. Die Wäsche ließ sie 3—4 Wochen im Wasser liegen, bis sie zu faulen begann. Wurde sie vom Mann zurechtgewiesen, so überschüttete sie ihn mit den unglaublichsten Fluchwörtern, trank immer mehr Bier, Wein und Schnaps, die Flaschen versteckte sie vor dem Manne. In betrunkenem Zustand mißhandelte sie die Kinder, deren Erziehung die denkbar schlimmste war. Vor ihnen führte sie unsittliche Redensarten, 1906 wurde sie geschlechtskrank, behauptete, die Krankheit auf einem Abort aufgesen zu haben. 1907 wurde die Ehe geschieden, die Kinder dem Manne zugesprochen. Nach der Scheidung verdiente sie ihren Unterhalt als Fabrikarbeiterin, zog sich von ihren Familienangehörigen immer mehr zurück, trank weiter. Da sie in betrunkenem Zustande beinahe eine Feuersbrunst verursacht hatte, wurde sie am 24. X. 1910 in das Burghölzli eingeliefert.

Bei der Aufnahme alkoholische Ausreden, sie habe getrunken, weil sie schafen mußte, eine Flasche Wein, dann Bier. Auf die Frage nach Schnaps wurde sie zornig. Örtliche Orientierung gut, zeitliche schlecht. Die körperliche Untersuchung ergab keine Besonderheiten. Befindet sich seither in der Anstalt. Hatte von Anfang an eine schnoddrige, ablehnende Einstellung; besonders fiel ihre eigentümliche Affektivität auf, die nur bei Beziehungen auf die eigene Person lebhaft ist; sie gefiel sich anfänglich in alkoholischen Redensarten, die sich später verloren. Sie ist völlig diskussionsunfähig und einsichtslos geblieben, zeigte Neigung zum Querulieren, ist gegen Mitpatientinnen grob. Sie konnte auf die freieste Abteilung versetzt werden, muß aber zeitweise für einige Tage auf eine überwachte Abteilung, da sie leicht in handgreifliche Streitigkeiten kommt, Briefe schmuggeln will. Seit einigen Jahren erhält sie regelmäßige Ausgangserlaubnis, mißbrauchte dieselbe nur einmal zum Trinken. Im ganzen ist sie fleißig, aber immer leicht beleidigt. Bei einer Versetzung wurden eine Menge Knöpfe, Nähnadeln in Bündel geordnet, Sicherheitsnadeln in einen Kreis zusammengeschlossen usw. gefunden. Sie beschwerte sich einmal, man habe ihren Mann und die Kinder nicht zu ihr gelassen. Sie wisse, daß sie gekommen seien, weil sie gefragt wurde, ob sie noch einen Mann und wieviel Söhne sie habe. Sie war nie imstande, sich draußen eine Stelle zu suchen, obwohl sie dazu aufgefordert worden war. Eine typische Redensart war immer, „wenn der Krieg vorbei sei, könne man ja für etwas anderes schauen“. Während der 9 Jahre ihres Hierseins ist sie mit niemandem in Rapport getreten. Sie ist aber sehr besorgt um einen ihrer Söhne, schreibt ihm fleißig, weint, wenn sie längere Zeit nichts von ihm hört, redet mit Begeisterung von ihm. Er selber kümmert sich nur wenig um die Mutter, läßt sich selten blicken.

Ich lasse die Krankengeschichte eines unserer Patienten folgen, dessen Affektivität den anderen Fällen sehr ähnlich ist, der aber in seinem ganzen Verhalten viel deutlichere schizophrene Züge zeigt, als die anderen. Eine richtig durchgeführte Anstaltsbehandlung von genügender Dauer war deshalb nicht möglich, weil die Heimatgemeinde sich nie dazu entschließen konnte, für die Kosten aufzukommen. Infolgedessen hat sich der Fall zu einer Crux für Behörden und Anstalten entwickelt.

A. N., Wirt und Maurer, geb. 1876.

Vater und Geschwister waren als sehr heftige Leute bekannt, 2 Geschwister gingen an Tuberkulose zugrunde, ein Bruder endete durch Selbstmord.

In jüngeren Jahren arbeitsam und mäßig, kam er mit der Zeit in einen immer mehr sich steigenden Mißbrauch von Schnaps, Wein und Bier hinein, wurde eifersüchtig auf seine Frau, bedrohte sie mit Messern und anderen Waffen, suchte sie zu erwürgen. Daneben verdarb er vieles im Haushalt, warf z. B. Citronen oder volle Senftöpfe in die Milch, warf mit Bierflaschen um sich usw.

Am 21. VIII. 1914 wurde er zum erstenmal in das Burghölzli eingeliefert. Hier machte er einen über 5 Tage dauernden „Säuferwahnsinn“ durch, bei dem auffiel, daß die örtliche und zeitliche Orientierung des Pat. nur wenig gestört war. Nach 8 Tagen wurde er in ein Sanatorium entlassen, aus dem er aber schon nach wenigen Wochen entfloh.

In den folgenden 3 Jahren mußte er noch viermal im Burghölzli interniert werden. Anlaß dazu waren jedesmal wüste Skandalszenen, in denen er seine Frau aufs schwerste bedrohte, seine Gäste mit Bierflaschen bewarf usw. Jedesmal war seine Einlieferung nur mit Anwendung von äußerster Gewalt möglich. Die Sanitätsmannschaft war immer in größter Besorgnis, wenn sie beauftragt wurde, den gewalttätigen Patienten abzuholen.

Ich zitiere aus dem von Dr. Jörger verfaßten Gutachten:

„Bei jeder Internierung bot N. das alte Bild, er blieb immer gleich uneinsichtig, er hat nur soviel getrunken, als er für seinen Beruf eben zu trinken nötig hat. — Er kann sich den ganzen Tag abschinden und winden, damit er seine Schulden bezahlen könne, und dann werfe man ihn einfach wieder ins Burghölzli wenn er zu Hause Ordnung haben wolle. Seitdem er bevormundet ist, geht alles schief und krumm, man will ihn mit aller Gewalt unterdrücken. — In diesem Ton schimpft N. stundenlang wenn man ihm zuhören will. So schimpft er, wenn er noch frisch alkoholisiert von der Straße gebracht wird und so schimpft er, wenn er nach wochenlangem Aufenthalt in der Anstalt ernüchtert ist. Alle Bemühungen, ihm zu zeigen, daß sein Benehmen nicht richtig sei, scheitern vollständig. Er kann die einfachsten Gründe nicht würdigen, wie die, daß es blödsinnig sei, seine eigenen Sachen absichtlich zu verderben, und daß man es nicht dulden kann, daß er andere Leute mit dem Messer sticht. Immer noch meint er, er habe zu all dem gute Gründe gehabt, und er fühlt sich umgekehrt als unschuldiges Opfer der Schlechtigkeit seiner Nächsten.

Es kommt hinzu eine starke Abnormität seiner Affekte: allerdings gerät er sehr leicht in Zorn, er kann losschimpfen und zoten, aber sonst sieht man sozusagen keine Affekte bei ihm. Wie eine Maschine bewegt er sich gewöhnlich ohne eigentlichen Kontakt unter seinen Mitpatienten.“

Nach mehr oder weniger kurzer Zeit mußte er wieder ungebessert aus der Anstaltsbehandlung entlassen werden, weil seine Heimatgemeinde nicht länger

zahlen wollte und seine Frau, die selbst den Eindruck einer Potatorin macht, und die selber nicht normal zu sein scheint, alle Hebel in Bewegung setzt, um seine Entlassung zu erreichen.

Ausgang in ausgesprochene Hebephrenie sehen wir bei einem Alkoholiker, bei dem in der Pubertätszeit sich eine auffallende Charakterveränderung geltend machte und der wegen seiner Trunksucht wiederholt ins Burghölzli eingeliefert werden mußte. Von Anfang an erweckten die Anamnese und sein affektives Verhalten den Verdacht, daß seinem Alkoholismus eine Dementia praecox zugrunde liege, im Jahre 1918 stellte sich auch heraus, daß er schon seit längerer Zeit unter Gehörshalluzinationen litt:

Theodor G., Techniker, geb. 12. II. 1881.

Zeigte von Jugend auf ein scheues, zurückgezogenes Wesen, war immer willig, gehorsam und sparsam, bis sich in der Zeit, als er den Konfirmandenunterricht besuchte, eine auffallende Charakterveränderung geltend machte: er wurde mürrisch, unfreundlich, gehorchte nicht mehr, fing an aufzubegehren, versteckte sich nächtelang im Korridor oder im Keller, verweigerte jede Auskunft, wenn man ihn doch fand. Manchmal verließ er das Haus mit der Erklärung, er wolle sich auch einmal lustig machen, trieb sich dann planlos herum, konnte tagelang von Hause wegbleiben. Mit der Zeit kam er in schweren Alkoholabusus hinein, mußte immer wieder wegen Trunkenheit aus seinen Stellen entlassen werden. Gegen Vorhaltungen hatte er nur ein gleichgültiges Lächeln, zeigte keine Spur von Reue. Während mehrerer Tage schloß er sich in sein Zimmer ein und öffnete nur, wenn niemand im Hause war. Einmal schleuderte er in einem unvermittelt auftretenden Wutanfall faustgroße Steine gegen seinen Vater.

1901 wurde er zum erstenmal ins Burghölzli eingeliefert. Er führte sich im ganzen gut auf, zeigte aber ein auffallendes scheues, zurückhaltendes Wesen dem Arzt gegenüber. Gegen Ermahnungen wegen seines Alkoholismus blieb er völlig unbeeinflussbar. Mit seinen Mitpatienten hatte er keinen Rapport.

Bei seinem Aufenthalt 1908 war er mehr „hebephren fleghaft“, wich jeder Unterhaltung mit dem Arzt aus, dachte nicht daran, irgendwelche Zukunftspläne zu machen, versteckte sein Brot und reklamierte dann, daß er keines erhalten habe. Während eines späteren Aufenthaltes fiel seine steife Mimik auf. Und als er 1918 wieder interniert werden mußte, stellte sich heraus, daß er an Gehörstäuschungen litt, daß er beobachtet worden war, wie er in ein Loch hineinredete; öfters soll er auch plötzlich wie auf Befehl vom Essen weggelaufen sein.

Es erübrigt sich noch, die **Behandlung** zu besprechen, die bei unserer Gruppe anders sein muß als bei gewöhnlichen Alkoholikern. Unsere Fälle gehören nicht in Abstinenzvereine, weil sie doch nur Zank und Streit stiften, und ebensowenig in die gewöhnlichen Trinkerheilstätten. Die Beeinflussung muß alles vermeiden, was die Patienten zu Trotz und Negativismus reizt; moralisierende und religiöse Beeinflussung sind bei ihnen nicht am Platze. Bei der Behandlung kommt es nicht darauf an, durch Überredung die nötige Einsicht zu wecken, sondern das einzige Mittel ist die Errichtung von absoluten Schranken. Der Patient muß wie vor einer unüberwindlichen Mauer stehen; er muß wissen, daß er auf keinen

Fall in seine Familie und in seine früheren Verhältnisse zurückkehren kann.

Zuerst gehört er in eine geschlossene Anstalt, um wieder an regelmäßige Arbeit gewöhnt zu werden, und um aus den zum Trinken führenden Assoziationen herauszukommen. Die Dauer des Aufenthalts muß mindestens ein Jahr betragen, je nach den Umständen auch mehr. (H. W. wurde zum erstenmal schon nach zweieinhalb Monaten entlassen, was nur eine Verschlimmerung zur Folge hatte. Sein zweiter Aufenthalt im Burghölzli dauerte acht Monate. Der Versuch, ihn in einer Trinkerheilstätte unterzubringen, mißlang, und er mußte noch weitere 10½ Monate in der Waldau interniert werden. G. J. wurde nach 10 Monaten herausgelassen, was für ihn zu früh war. Allerdings wurde bei ihm auch der Fehler gemacht, daß man ihn wieder zu seiner Familie zurückließ; es ging erst dann mit ihm, als er von dort weggekommen war. A. St. war 1 Jahr, E. W. 3 Jahre in unserer Anstalt.)

Während des Anstaltsaufenthalts ist evtl. das Entmündigungsverfahren durchzuführen; Aufgabe des Vormundes ist es, nach der Entlassung ein wachsames Auge auf den Patienten zu haben, ihn im Falle einer Verschlimmerung wieder rechtzeitig internieren zu lassen. Andererseits muß er auch einige Rücksicht auf die Eigenart des Patienten nehmen. Die Aufsicht darf nicht zu drückend sein. So lange er für seinen Unterhalt selbst aufkommt, kann ihm in der Auswahl der Arbeit möglichste Freiheit gelassen werden; er soll auch nicht gezwungen werden, in Stellen zu bleiben, in denen er sich nicht wohl fühlt; überhaupt kommt es bei der Behandlung auf ein verständnisvolles Individualisieren innerhalb der eben angedeuteten Grenzen an.

Zur Internierung kommen in der Schweiz nur Irrenanstalten in Frage. Dringend wünschenswert wäre es, wenn endlich auch einmal bei uns Asyle für schwere, „unheilbare“ Alkoholiker errichtet würden, die mit offenen und geschlossenen Abteilungen, nach dem Prinzip der Selbsterhaltung einzurichten wären, wie Forel¹⁾ dies schon in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auseinandergesetzt hat und Nonne²⁾ und Delbrück³⁾ es schon vor vielen Jahren verlangt haben. Gerade für unsere Schizoiden hätten solche Anstalten verschiedene Vorteile: man könnte viel leichter eine passende Beschäftigung finden; innerhalb der Anstaltsschranken könnten ihnen mehr Freiheiten

1) Forel, Über Asyle für unheilbare Trinker. Internat. Monatsschr. z. Bek. d. Trinksitten 1899, S. 364. Derselbe, Trinkerversorgung, Handwörterbuch v. Prof. Reichesberg, III. Bd.

2) Nonne, Stellung und Aufgabe d. Arztes in der Behandlung des Alkoholismus. Über Trinkerheilstätten. Handbuch der sozialen Medizin, IV. Bd. 2. Teil. Jena, Gustav Fischer.

3) Delbrück, Die Hygiene des Alkoholismus.

gewährt werden und außerdem würde ein kostspieliger Platz der Irrenanstalt frei.

Nach Ablauf eines Jahres kann an die Entlassung gedacht werden, wenn man für die Patienten eine passende Stelle gefunden hat, je nach dem Beruf bei einem Bauern, in einer Fabrik usw. Auf keinen Fall dürfen sie an den Ort, in dem ihre Familie wohnt, zurückkehren. Sie dürfen nicht zu viel Selbständigkeit erhalten, dürfen auch in keinen Betrieb, der mit dem Alkoholgewerbe zu tun hat, kommen.

Wie wir gesehen haben, braucht mit der Entlassung nicht gewartet zu werden, bis unsere Patienten die nötige Einsicht gewonnen haben. Es ist auch nicht absolut notwendig (wenn natürlich auch wünschenswert), daß die Leute abstinent bleiben. Es besteht hier also wieder ein Gegensatz zu den gewöhnlichen Alkoholikern, indem die Abstinenz für die Zeit nach der Entlassung nicht die *conditio sine qua non* zu sein braucht. Alle unsere Fälle halten sich draußen, trotzdem sie noch ab und zu Alkohol zu sich nehmen. Dieses atypische Verhalten ist für uns ein neuer Beweis, daß bei unseren Fällen der Alkoholismus nur eine sekundäre Erscheinung war.

Ich fasse zusammen: wir haben es hier also mit einer Gruppe von Alkoholikern zu tun, die keine manifesten Zeichen von *Dementia praecox* zeigen (keine Halluzinationen, Wahnideen, katatone Symptome), die aber wegen der Art ihrer Affektstörung zu den schizoiden Typen gehören.

Die Prognose dieser Fälle braucht gar nicht so ungünstig zu sein, wenn die besondere Eigenart dieser Gruppe nur rechtzeitig erkannt und sie einer entsprechenden Behandlung unterzogen wird.